Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt

Folge 15 — Lemberg, am 9. April (Ostermond) 1933 — 12. (26.) Jahr

Der deutsche Rettungsplan

Adolf Hitler im Besitz aller Vollmachten

Von der Erkenntnis durchdrungen, daß es in diesem Augenblick äußerster Volksnot nicht auf parlamentarisches Geschwätz ankommt, begeben sich die Männer der nationalen Regierung unverzüglich an die Arbeit. Das Ermächtigungsgesetz, das der neue Reichstag bereits am zweiten Verhandlungstage mit verfassungsändernder Mehrheit angenommen hat, verleiht insbesondere dem Reichskanzler weitgehende Vollmachten. In seiner Hand konzentriert sich die Regierungsgewalt. Vier Jahre hindurch soll der Reichskanzler unter Ausschaltung der parlamentarischen Körperschaften alle jene Maßnahmen treffen, die zur „Behebung der Not von Volk und Reich" erforderlich sind.

Eines solchen Ermächtigungsgesetzes bedurfte es eigentlich nicht; denn die Regierungsparteien verfügten im Kroll-Reichstag über die absolute Mehrheit. Und gestützt auf diese Gefolgschaft hätte die Reichsregierung sowieso alle notwendigen Gesetze durchbringen lassen können. Trotzdem geht Adolf Hitler diesen Weg nicht. Parlamentarische Zwischenspiele sollen das überaus schwierige Aufbauwerk nicht hemmen. Der Reichskanzler fühlte sich nur verpflichtet, das Ermächtigungsgesetz vor den Reichstagsabgeordneten zu begründen. An den Lautsprechern hörte das deutsche Volk mit an, was der Reichskanzler zu sagen hatte.

In der Berliner Kroll-Oper wohnten dem Schauspiel des rednerischen Debuts Adolf Hitlers zahlreiche hochgestellte Gäste bei: Diplomaten, Ministerialbeamte, Abgeordnete aus anderen Parlamenten, außerordentlich viele Presseleute. Hitler, der in Braunhemdenuniform zuerst bei der NSDAP.-Fraktion und dann auf der Regierungsbank Platz nahm, wurde von seinen politischen Freunden mit hochgestreckten Armen begrüßt. Und nach der Erledigung der notwendigen Formalitäten nahm Adolf Hitler selbst das Wort. Zum ersten Mal in einem deutschen Parlament.

Warum Ermächtigungsgesetz? Adolf Hitler versuchte noch einmal dem deutschen Volke die bolschewistische Gefahr recht eindringlich ins Bewußtsein zurückzurufen. Kein Wiederaufbau ohne Zerstörung der volkszersetzenden Kräfte. Die marxistischen Irrlehren müssen ausgerottet werden, ehe ein neues Gemeinschaftsleben in Deutschland erblühen kann. Der Reichskanzler macht sich stark, dieses Zerstörungswerk unbeirrt von Einflüssen von draußen zu vollenden. Aber mit diesem Vernichtungswerk ist noch nichts getan. Es muß ergänzt werden durch eine positive Tat: durch die Gewinnung des Arbeiters für den nationalen Staat. Und an dieser Stelle entwarf Hitler das visionäre Bild des neuen Staates, den es jetzt mit vereinten Kräften zu schaffen gilt: Ein starker Staat, von einer Reichsidee getragen, durch innere Parteiungen nicht zerrissen, von den Konkurrenzkämpfen der Länder unberührt. Mit der Errichtung dieses neuen Staates werden erst die Konsequenzen aus dem revolutionären Geschehen gezogen. Dieser Staat verwirklicht erst alle jene Formen, die schon längst als notwendig von den besten Geistern der Nation anerkannt worden sind. Alle Lebensäußerungen des Volkes — Kultur, Schule, Theater, Presse — haben dem neuen Staate zu dienen. Jenem Staate, der das lebendige Wollen der neuen Generation mit den alten Traditionen verbindet, wird die Zukunft gehören.

Hitler ließ gar keinen Zweifel daran, daß er, getragen von der Ermächtigung der Volksmehrheit, dieses Staatsideal mit allen Mitteln verwirklichen werde. Ein neuer Rechtsboden muß gefunden werden. Wer die Reichsregierung bei diesen Bemühungen stört, den betrachtet sie als Feind.

Früher behauptete man: die Wirtschaft ist unser Schicksal! Hitler formulierte die Aufgabe der deutschen Wirtschaft anders: das Volk lebt nicht für die Wirtschaft, sondern die Wirtschaft dient dem Volk. Im Rahmen dieses wirtschaftlichen Bekenntnisses legte Adolf Hitler Zeugnis ab für die Privatwirtschaft, für die Erhaltung der deutschen Währung, für die Rettung des Bauern. Namentlich die Rentabilität der deutschen Landwirtschaft liegt der Reichsregierung am Herzen. Für die Landwirtschaft müssen, wenn es notwendig sein sollte, auch Opfer gebracht werden. Im Zusammenhang mit den Fragen der Wirtschaft kam der Kanzler auch auf das Problem der Arbeitslosigkeit zu sprechen. Er warnte vor einer Uebersteigerung des Autarkiegedankens und strich die Lebensnotwendigkeiten der deutschen Exportindustrie besonders heraus.

Außenpolitisch wird der bekannte Kurs weitergesteuert. Deutschland hat als erstes Volk der Welt die Abrüstung vollzogen. Jetzt ist die Reihe an den anderen Völkern, gleichfalls abzurüsten. Es wird im Ausland zweifellos einen guten Eindruck machen, daß Hitler sich ausdrücklich auf der Reichstagstribüne für die Verständigung einsetzte. Die Vorbedingungen, die er für dieses Verständigungswerk formulierte, werden auch von den Staatsmännern des Auslands anerkannt werden müssen. Worte der Sympathie fand der Kanzler vor allem für die Befriedungspläne Mussolinis und Macdonalds. Allerdings wird der Weltfriede ewig ein Phantom bleiben, wenn man an der unglückseligen Zweiteilung in Sieger und Besiegte festhält. So umriß der deutsche Kanzler das Programm der Zukunft. Er legte es mit dem Vertrauen des Mannes, der das Beste für sein Volk will, der deutschen Volksvertretung vor. Und die Volksvertretung brachte Verständnis auf für den Ernst der Situation. Von der äußersten Rechten bis zum Zentrum erstreckt sich die Mehrheit, die jetzt das Aufbauprogramm trägt.

Was geht in Deutschland vor?

Das, was in Deutschland vorgeht, ist etwas Großartiges, Herzerhebendes. Wir Auslanddeutschen, d. h. außerhalb Deutschlands lebenden Deutschen, haben kaum einen Begriff von den Dingen, die sich in Deutschland abspielen. Wir sind zumeist auf die Nachrichten angewiesen, die die hierländische Tagespresse darüber bringt, oder aber darauf, was wir im Radio durch den Detektor über Deutschland hören. Daß das nichts Gutes sein darf, ist uns klar. Wir dürfen uns aber durch die ungeheuren Unwahrheiten in der deutschfeindlichen Presse und sonst nicht irre machen lassen. Jene von uns, die Gelegenheit haben, öfters als einmal in der Woche eine deutsche Zeitung zu Gesichte zu bekommen, sind schon besser dran, kommen der Wahrheit schon bedeutend näher. Aber natürlich: wer

so unvorsichtig und unklug ist, sich von jüdischen Zeitungen, wie es z. B. die bei uns so sehr verbreiteten Blätter „Mährisch-Ostrauer Morgenzeitung", „Neue Freie Presse", „Neues Wiener Journal" u. a. sind, über das, was in Deutschland vorgeht, belehren zu lassen, bekommt das Gegenteil von der Wahrheit zu lesen, denn die jüdischen Zeitungen sind samt und sonders gerade augenblicklich deutschfeindlich. Warum — wird weiter unten mitgeteilt. Nur wer einen ordentlichen Radioapparat zu Hause hat und täglich deutsche Sendungen hören kann, gewinnt ein wahres Bild von dem, was vorgeht. Was ist aber in Deutschland los, daß erstens die ganze politische Welt von ihm spricht und zweitens alle Juden über es herfallen und es beschimpfen? — Eine große Revolution ist in Deutschland vor sich gegangen. Am 5. März vereinigte bei den Wahlen in den Reichstag die nationalsozialistische Partei Adolf Hitlers 17 Millionen Stimmen auf sich und zog mit 288 Abgeordneten in den Reichstag, hat nun die absolute Majorität in ihm. Die Folge dieses ungeheuren Sieges war die Neubildung einer nationalen Regierung. Dies alles bedeutete den endlichen Anbruch einer neuen Zeit in Deutschland. Vierzehn Jahre hindurch hat das große deutsche Volk alle Qualen und Drangsale über sich ergehen lassen. Nach dem gewaltigen Ringen um seinen Bestand hat es, eingewiegt durch die 14 Friedenspunkte Wilsons, 1918 die Hand zum Frieden ausgestreckt. Was man aus den 14 Punkten in Versailles gemacht hat, weiß die Welt. Aber in all dem Jammer des deutschen Lebens wuchsen im Stillen, aus ganz kleinen Anfängen Energien auf, die zu der gewaltigen nationalen Bewegung wurden, wie die Welt sie in diesen Tagen in der nationalsozialistischen Partei Hitlers mit Staunen und Bewunderung, aber auch mit Haß und Neid sieht. Was ist nun das Ziel dieser Revolution? Nichts geringeres, als die vollständige Erneuerung des deutschen Volkes, die Umgestaltung aller wirtschaftlichen, politischen, geistigen und sittlichen Verhältnisse; es soll das deutsche Volk aus dem geistigen und moralischen Sumpf, in den es hineingeraten war, zur Ordnung, zur Pflicht, zum Gemeinsinn, zur Einheit geführt und erzogen werden; es soll ein neues, schönes, glückliches Leben beginnen.

Denn das deutsche Volk war tatsächlich nahe daran, im Sumpf zu ersticken. Es war in Parteien gespalten, die sich gegenseitig bis aufs Messer bekämpften; ihnen ging es um die politische Macht; der Bolschewismus hatte sich in den deutschen Volkskörper immer mehr eingefressen; seine Weltanschauung und seine Ideen hatten deutsches Denken und Fühlen durchseucht; in Versammlungen, durch Wort und Schrift wurde eine wütende Agitation gegen die Religion, gegen Gott und die Kirche getrieben; man predigte die freie Liebe und zerriß die Familienbande; die bolschewistischen Ideen wurden in das Familienleben und in die Schule hineingetragen. Schamlos trug man das Häßlichste öffentlich zur Schau; die Literatur, die Kunst, das Theater, das Kino, das ganze öffentliche Leben war bereits ein wahres Sodom und Gomorrha. Das alles muß anders werden, soll das deutsche Volk leiblich und seelisch nicht versumpfen. Das ungeheure Verdienst dieser nationalen Revolution Hitlers ist, daß sie diesen drohenden Untergang des deutschen Volkes aufgehalten hat und nun daran geht, es von dem Irrwege auf die rechte Bahn zurückzubringen.

Aber in diesen Tagen wird von jüdischer Seite eine unglaubliche, freche Hetze gegen Deutschland und das deutsche Volk getrieben. Was ist denn da los und worum geht es? Die nationale Revolution in Deutschland ist die unblutigste von allen Revolutionen, die es je in der Weltgeschichte gegeben hat. Gewiß hat auch sie Opfer gefordert, aber sie sind verhältnismäßig unerheblich gewesen. Nun aber haben mitunter auch ein paar Juden etwas abbekommen. Bei den Aufräumungsarbeiten, die nun in Deutschland geschehen müssen, um alles Faule zu beseitigen und den gesunden Keimen deutschen Lebens Luft und Raum zu schaffen, kann man, bei Gott! nicht vor den Juden haltmachen. In Deutschland gibt es kaum 1% Juden, denn 562 000 auf 69 Millionen Einwohner. Aber der Einfluß der Juden in Wirtschaft, Politik, Geistesleben, kurz auf allen Gebieten war ein ungeheuer großer und — ein verderblicher! Man beachte nur folgende Zahlen: an den deutschen Hochschulen gibt es an jüdischen Professoren 115 ordentliche Professoren, 12 ehrenhalber, 125 außerordentliche, 252 Dozenten; in der Medizin sind an den Fakultäten, in den Spitälern und in Privatpraxis $1/3$ der Professoren und Ärzte Juden. Was das deutsche Geistesleben betrifft, so sind die großen Verlagsgesellschaften alle verjudet: F. Fischer, A. Langen, Ullstein, Scherl, Bong, Wolff und andere mehr. Demgemäß ist auch das deutsche Schrifttum vom jüdischen Geist durchtränkt; ein christlicher Schriftsteller, und sei es der beste, findet nur schwer einen Verleger, während die Werfel, Wassermann, Kellermann, Brod, Zweig, Emil Ludwig (eig. Cohn), die ganze Legion jüdischer „moderner" Dichter und Schriftsteller ohne Schwierigkeiten ganze Massenauflagen ihrer Werke erleben. Die Tagespresse ist den Juden vollständig ausgeliefert, Blätter wie das „Berliner Tageblatt", die „Vossische Zeitung", die „Neue Freie Presse", das „Neue Wiener Journal", die „Mährisch-Ostrauer Morgenzeitung" und hunderte andere bearbeiteten Tag für Tag das Denken und Fühlen der breiten Massen in ihrem jüdischen Sinne. Theater und Kino sind nicht besser dran. Mit einem Wort, wir Arier, wir Christen überlegen es nicht und es kommt uns gar nicht in den Sinn, was für eine geistige und moralische Seuche von dieser ganzen modernen Kultur auf uns losgelassen wird durch diesen jüdischen Geist. Im Jahre 1929 hat ein Jude namens Goldstein in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Kunstwart", leider mit erheblichem Recht und bekannter Arroganz dem gesamten Deutschtum den Satz ins Gesicht schleudern dürfen: „Wir Juden sind die Sachwalter der deutschen Geisteskultur!" Ja, aber diese Art von Kultur, die das Judentum nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern und unter andern Völkern schafft, ist eine Scheinkultur, sie ist im Innern faul, denn sie vernichtet alles sittliche und zarte Empfinden, sie verletzt in Wort und Bild, im Ausdruck und in der Geste, in Farbe und Ton allen Anstand, erregt die Sinnlichkeit und ist im letzten Grunde immer nur — ein Geschäft!

Gegen diesen übermächtigen, verderblichen jüdischen Einfluß auf das deutsche Leben wendet sich nun die nationale deutsche Revolution dieser Tage. Die Juden haben sich in Deutschland zu breit gemacht. Da gab es vor allem eine gewisse Art von ihnen, die man drüben „Ostjuden" nennt. Das sind Juden aus Polen und Rußland, die in den Jahren seit dem Kriege in Deutschland eindrangen und dort meist unsaubere Geschäfte machten — man denke nur an die Prozesse der Sklareks und Barmats — und nun als wahrlich lästige Ausländer von den Behörden ausgewiesen wurden. Dann aber das Hauptsächlichste: Das größte Unglück hat über Deutschland die kommunistische Bewegung gebracht. Diese von Moskau bezahlten kommunistischen Agenten waren aber meistens Juden. Es ist Tatsache, daß 90% der kommunistischen Führer in Deutschland Juden sind. Darf man sich wundern, daß in den Märztagen, da in Deutschland die nationalen und politischen Wogen hoch gingen, auch hie und da ein kommunistischer jüdischer Bolschewikenführer oder Parteigänger verprügelt wurde, oder daß zusammen mit so und so vielen christlichen Marxisten auch etliche jüdische ausgehoben und eingesteckt wurden? Was tut nun das Judentum in aller Welt? Es erklärt sich mit den deutschjüdischen Kommunisten solidarisch und erregt in den jüdischen Blättern aller Herren Länder einen wahren Kreuzzug gegen Deutschland und das deutsche Volk. In wütenden Hetzartikeln werden die grausigsten Geschichten den Deutschen angedichtet, es wird erzählt, daß sie den armen Juden Riemen vom Leibe schneiden, sie bei lebendigem Leibe schmoren und verbrennen, sie einfach vernichten — totschlagen! Hier hat es sich gezeigt, was jüdische Frechheit vermag! In aller Welt wird von den Juden der Boykott deutscher Waren gepredigt. Das Ausland steht natürlich dieser schamlosen jüdischen Frechheit lächelnd gegenüber und freut sich, daß dem Deutschen wieder einmal am Zeuge geflickt werden soll. Wer von uns erinnert sich nicht an die Greuelmärchen, die im Weltkriege gegen die deutschen Krieger von den Gegnern aufgebracht worden waren? Mit solch unsauberen Waffen geht das jüdische Volk gegen das gastliche deutsche Volk vor und bricht mutwilliger und unvernünftiger Weise sich vielleicht für alle Zeiten die Brücken zum deutschen Volk ab, weil einigen jüdischen Schwindlern, Betrügern und Menschenschindern in Deutschland das Handwerk gelegt werden soll. Oder glaubten die Juden, daß Deutschland vor ihnen erschrecke und in die Knie sinke? Die nationalsozialistische Partei hat die einzig richtige und wirksame Antwort auf die jüdische Frechheit bereits gegeben: mit dem 1. April hat im ganzen Reich ein großartiger organisierter Abwehrkampf gegen die jüdische Boykottbewegung eingesetzt, wobei sie mit ihren eigenen Waffen getroffen werden: kein Deutscher kauft eine Ware in einem jüdischen Geschäft, kein Deutscher darf einen jüdischen Advokaten oder Arzt zu Rate ziehen, es wird der numerus clausus auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens eingeführt, das heißt, es wird den Juden nur der Teil in den Intelligenzberufen eingeräumt, der ihnen im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl im Reich zukommt. Denn augenblicklich liegen die Dinge so, daß 6 Millionen Deutsche, vor allem Ärzte, Juristen, Techniker, Künstler und sonstige Gebildete am Hungertuche nagen, während das reiche deutsche Judentum dafür sorgt, daß

seine Intelligenz ohne Ausnahme gute Stellen erhalten hat.

Daß es nun zwischen Juden und Deutschen in der ganzen Welt hart auf hart gehen soll, die Juden in allen Ländern, auch bei uns in Polen den Kampf gegen alles Deutsche angesagt haben und ihn mit orientalischer Verbissenheit durchführen, so bleibt auch für uns Auslanddeutsche nichts andres übrig, als dazu Stellung zu nehmen. Wir sind gute Staatsbürger, es kann uns niemand den Vorwurf machen, daß wir die staatliche Ordnung stören und Unruhstifter sind, aber wir fühlen uns andrerseits als Deutsche mit unsern Brüdern und Schwestern in aller Welt geistig und durch unser Blut verbunden, der Kampf, der gegen unsere Volksgenossen von den Juden da und dort geführt wird, ist auch ein Kampf gegen uns, und wie die Juden solidarisch sein können, müssen auch wir solidarisch im Abwehrkampf sein, wenn wir etwas auf unsern deutschen Namen geben und wir die Achtung vor der Welt nicht preisgeben wollen.

Deutsche Volksgenossen! Ihr wißt, was Eure Pflicht ist! Kaufe nur bei Christen! Niemand kaufe bei einem Juden, solange der Abwehrkampf des deutschen Volkes gegen die jüdische Lügen- und Boykottpropaganda dauert!!

Dr. L. Sch.

Aus Zeit und Welt

Das „Lager des Großen Polen"

Der Innenminister hat sämtliche staatlichen Verwaltungsämter aufgefordert, alle Organisationseinheiten der nationaldemokratischen Vereinigung „Lager des Großen Polen" vom 28. v. Mts. ab in ganz Polen aufzulösen.

Diese Anordnung wird damit begründet, daß die Tätigkeit dieser noch in einigen Wojewodschaften bestehenden Organisation „in Kollision mit dem Strafgesetzbuch" stehe, da von dieser Organisation ständig die öffentliche Ruhe gestört werde.

Kabinettsumbildung und Staatspräsidentenwahl

Ueber eine zu erfolgende Umbildung des Kabinetts Prystor sind seit längerer Zeit verschiedene Gerüchte im Umlauf. Lange Zeit hielt sich das Gerücht aufrecht, daß sofort nach der Schließung der Sejmsession die Kabinettsumbildung erfolgen wird. Jetzt verlautet, daß die Umbildung erst nach der Wahl des Staatspräsidenten erfolgen soll, was übrigens von der Verfassung vorgesehen ist, denn nach der Staatspräsidentenwahl hat die Regierung zurückzutreten.

Wie gewöhnlich, so werden auch jetzt alle Absichten geheim gehalten. Alles hängt jedoch davon ab, ob Prystor Chef der Regierung bleibt oder ein anderer an seine Stelle treten wird. Wenn Prystor bleibt, dann wird die Umbildung nur eine geringe sein.

Die Wahl des Staatspräsidenten wird zwischen dem 1. und 6. Mai erfolgen, da die entsprechende Verfassungsbestimmung besagt, daß, wenn der Staatspräsident die Nationalversammlung nicht im letzten Vierteljahr seiner Amtszeit einberuft, dann hat die Einberufung durch den Sejmmarschall spätestens 30 Tage vor dem Amtsende des amtierenden Staatspräsidenten zu erfolgen. Staatspräsident Mościcki hat bekanntlich sein Amt am 4. Juni 1926 angetreten.

Die Juden Polens protestieren auch

Der Aufruf des Kongresses der amerikanischen Judenschaft zu internationalen Protestkundgebungen zum vergangenen Montag gegen die angeblichen antisemitischen Ausschreitungen in Deutschland hat in Warschau zur Bildung eines vereinigten nationalen Protestkomitees der polnischen Judenschaft geführt, in welchem die wichtigsten jüdischen Organisationen des Landes vertreten sind. Dieses Komitee veranstaltete Montag abend in Warschau im Operettentheater „Nowości" eine große Kundgebung, auf der jüdische Rechtsanwälte, Rabbiner, Parlamentarier, Ingenieure usw. Protestreden gegen den deutschen Nationalsozialismus gehalten haben. Die gesamte jüdische Presse forderte zum Massenbesuch dieser Kundgebung auf; Eintrittskarten kosteten 25 Groschen. Alle jüdischen Geschäfte in Warschau wurden aufgefordert, zum Zeichen des „Protestes gegen Hitler" ihre Geschäfte am Montag nachmittag schon um 5 Uhr zu schließen. Der Verband der Rabbiner in Polen hatte für Montag den allgemeinen Protest-Fasttag angesetzt.

*

Die internationale Greuelpropaganda hat also auch den Juden in Polen bereits den Sinn benommen. Man glaubt also hier auch die gegen Deutschland verbreiteten Lügen. Den in Deutschland lebenden Juden wird diese Einmischung nicht willkommen sein, wie ja die deutschen Juden bereits wiederholt bekanntgegeben haben.

Eine neue Erklärung der Zionistischen Vereinigung Deutschlands

Zu dem Mißbrauch, der im Ausland mit Nachrichten über die Lage der deutschen Juden zwecks deutschfeindlicher Propaganda getrieben wird, erklärt die Zionistische Vereinigung für Deutschland:

„Wir haben uns bereits am 17. März in einer durch die jüdische Telegraphen-Agentur an die

Siedlungsgeschichte der deutschkatholischen Gemeinde Teresówka

Die deutsch-katholische Siedlung Teresówka, Bezirk Dolina (Kleinpolen), liegt südlich von der Bezirkstadt Dolina, etwa 18 km von derselben entfernt und wurde im Jahre 1818 vom damaligen Gutsherrn

Teresówka (Dorfglocke, Schulgebäude).

Malkowski, welcher in der zirka 4 km nördlich liegenden Gemeinde Weldzirz wohnte, mit 10 Sippen aus der Gegend von Pilsen (Deutschböhmen) gegründet. Jeder Ansiedler bekam 10 Joch Feld, welches damals noch eine Wildnis darstellte, in der sie sich nach ihrer Ankunft aus ihrer alten Heimat niederließen und sich Waldhütten erbauten, in welchen sie mit ihren Familien und all ihrem Hab und Gut hausten, den erhaltenen Grund ausrodeten und urbar machten und späterhin auf einem geeigneteren Platze einer Anhöhe eine Dorfstraße anlegten, an welcher sich zu beiden Seiten die 10 Ansiedler auf ihren Gründen Häuser bauten. Jeder Ansiedler bekam außer dem erwähnten Grundstück noch 5 Joch Hutweide und die Gemeinde überdies 842 Quadratklafter Grund für einen Friedhof und zirka 2 Joch Schulgrund.

Im Jahre 1910 zählte die Gemeinde, welche politisch selbständig ist, 23 Nummern. Da dieses Karpathendorf nur einen wenig ertragsfähigen Boden besitzt, so sind infolgedessen die Bewohner gezwungen, das nötige Geld für ihren Lebensbedarf als Holzarbeiter in den umliegenden Wäldern zu verdienen, wo sie schon seit der Ansiedlung neben der Landwirtschaft auch als Waldarbeiter tätig sind. Die Gemeinde, welche sich auch vortrefflich zu Sommerfrischen eignet, zählt heute zirka 30 Nummern (180 Einwohner).

Im Jahre 1926 wurde hier eine Ortsgruppe gegründet, welche auch eine Bücherei besitzt, die der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen, in Kattowitz zur Verfügung stellte. In der Gemeinde, welche auch die Wanderlehrer des Verbandes deutscher Katholiken mindestens ein- bis zweimal im Jahre besuchen, werden auch Familienabende mit Gesang und Theateraufführungen wie auch Lieder- und Märchenabende veranstaltet. Da die Deutschen zur Kirche in Weldzirz gehören, wo jedoch niemals deutsch gepredigt wird,



Deutschkatholische Gemeinde Teresówka.

und im Orte bis nun noch keine Kirche ist, so werden des öfteren vom Ortslehrer Privatgottesdienste, auch Mai- und Fastenandachten umrahmt mit geistlichen Liedern, im Schulgebäude abgehalten. Auch den Religionsunterricht erteilt die vom Verbande deutscher Katholiken angestellte Lehrperson.

J. Thürmann.

gesamte jüdische Presse der Welt weitergegebenen Erklärung gegen jede deutschfeindliche Propaganda mit großer Entschiedenheit gewandt. Wir haben gegen alle der Wahrheit nicht entsprechenden Greuelmeldungen und gewissenlosen Sensationsnachrichten Einspruch erhoben und wiederholen heute unseren Protest in aller Oeffentlichkeit. Wir protestieren ferner gegen jeden Versuch, die jüdische Sache der Interessenpolitik anderer Staaten oder Gruppen dienstbar zu machen. Die Verteidigung der staatsbürgerlichen Rechte der Juden und die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Position kann und darf nicht verknüpft werden mit politischen Aktionen, die sich gegen Deutschland und die außenpolitische Geltung des Deutschen Reiches richten."

Papen kabelt nach New York

Auf eine telegraphische Anfrage der Deutsch-Amerikanischen Handelskammer in New York über angebliche Uebergriffe gegen amerikanische Geschäftsinteressen und sonstige Ausschreitungen hat Vizekanzler von Papen in einem ausführlichen Antwortkabel geantwortet, daß diese Nachrichten jeder Begründung entbehrten.

Das Geschäftsleben verlaufe durchaus normal, und irgendwelche Klagen über Beeinträchtigungen amerikanischer Interessen seien auch von der hiesigen amerikanischen Handelskammer nicht gemeldet worden. Vizekanzler von Papen nimmt dann weiter scharf Stellung gegen die im Ausland verbreiteten Greuelmeldunaen und betont, daß die nationale Revolution, deren Ziel sei, Deutschland von schwerer kommunistischer Gefahr zu befreien und die Verwaltung von minderwertigen Elementen zu säubern, sich in bemerkenswerter Ordnung vollzogen habe. Gewiß seien einige beklagenswerte Uebergriffe vorgekommen, die aber nach der scharfen Erklärung des Reichskanzlers vom 12. März unterblieben seien. Hunderttausende von Juden lebten in Deutschland völlig unbehelligt, und der Betrieb zahlreicher jüdischer Geschäfte und Verlagshäuser verlaufe normal und ungestört. Die in Amerika verbreiteten gegenteiligen Nachrichten stammten offenbar aus Quellen, die ein starkes Interesse daran hätten, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika zu vergiften und die nationale Regierung, obwohl sie sich auf die Mehrheit des deutschen Volkes stütze, bei dem amerikanischen Volk systematisch zu diskreditieren.

Japans Austritt aus dem Völkerbund vollzogen

Tokio, 27. März. Die vom Geheimen Rat gebilligte Note über den Austritt Japans aus dem Völkerbund ist vom Kaiser unterzeichnet und bereits nach Genf gedrahtet worden.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Katholischer Gottesdienst). Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 12. April l. J. eine Morgenandacht um 8 Uhr früh und am 27. April l. J. eine Abendandacht um 5 Uhr nachm. in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der Rutowskiegostr., in deutscher Sprache stattfindet.

Lemberg. Der D. G.-V. „Frohsinn" hat anläßlich des Ablebens seines langjährigen Vorstandsmitgliedes, Herrn Wilhelm Mitschke, 25 zł als Kranzablöse der Dr. Karl Schneider-Stiftung überwiesen.

Lemberg. (Hausbaugenossenschaft - Vollversammlung). Mit großem Interesse wurde der heurigen Vollversammlung entgegengesehen, nachdem man bereits auf der vorjährigen Vollversammlung den Beschluß gefaßt hatte, einen Teil der so schön gelegenen Sport- und Spielplätze zu parzellieren, um die bei der Genossenschaftsbank in Lemberg aufgenommene Schuld abtragen zu können. Zum Glück ist es bis heute noch zu keiner Parzellierung gekommen und hoffentlich wird es auch nicht dazu kommen. Denn das ist ein deutsches Vermögen, das unbedingt für unsere Jugend erhalten werden muß. Aus den Berichten des Aufsichtsrates und des Vorstandes haben wir entnommen, daß das abgelaufene Geschäftsjahr mit einem Defizit abgeschlossen hat das vor allem aus den Zinsenzahlungen für das geliehene Geld entstanden ist. Die laufenden Auslagen für die Erhaltung des Platzes (Sporthaus, Kegelbahn, Tennisplätze, Anlage und Fußballplatz) werden aus den Einnahmen gedeckt. Um unseren Leuten den Aufenthalt auf diesem Platze möglichst angenehm zu gestalten, wurden von der Vollversammlung verschiedene Anregungen gegeben, die sich hoffentlich auch in die Wirklichkeit werden umsetzen lassen. Wer nicht Tennis oder Kegel spielen, sondern ein Sonnenbad nehmen will, den soll es ermöglicht werden; es sollen Liegestühle angeschafft werden. Weiter sollen verschiedene deutsche Tageszeitungen und verschiedene Gesellschaftsspiele aufliegen und auch eine kleine Lesehalle eingerichtet werden. Damit aber unsere Damen ihre „Nähkränzchen" auf den Spielplatz verlegen können, soll auch ein Radio eingerichtet werden, das jederzeit mit einer schönen Musik aufwarten kann. Also alles sehr schöne Vorschläge, die auch zur Tatsache werden können, wenn alle unsere Deutschen Lembergs, ob reich oder arm, geistiger oder Hand-Arbeiter, groß oder klein, jung oder alt, diesen schönen Sport- und Spielplatz so oft als nur möglich besuchen und ihn zu ihrem regelmäßigen Sonntagsausflugsort machen werden. Darum, Deutsche, kommt alle ohne Unterschied auf den Sportplatz, Ihr seid alle sehr gern gesehen und erwünscht.

Diamantheim. (Aufführung). Am 25. Februar versammelte sich die Gemeinde zum zweiten Mal in diesem Jahr zu einer Vorstellung der erwachsenen Jugend. Zur Aufführung gelangten diesmal zwei schöne, von den Darstellern fleißig einstudierte Stücke „Das Damoklesschwert" und „Der letzte Ferientag oder die lustigen Studentenstreiche". Beide Stücke waren gut vorbereitet und versetzten die Zuschauer in eine allgemeine fröhliche Stimmung. Lobenswert waren die Leistungen der Schauspieler; diese waren: Josef Nargang, Emil Rech, Philipp Breitmeier, Josef Reil, Josef Hut, Philipp Rech, Jakob Jung, Karoline Buch, Karoline Kurz. Eine Reihe von Liedern verschiedenen Inhalts umrahmte die Darbietungen. Damit die Zuschauer sich auch während den einzelnen Pausen nicht langweilten, spielte die Kapelle einige Choräle und heitere Weisen. Der Reingewinn dieser Vorstellung wurde zum Bau einer ev. Kirche in Diamantheim bestimmt.

Zbaniów. Eine der kleinsten Ortsgruppen des V. d. K. ist die 12 Häuser zählende Ortschaft Zbaniów, und trotzdem kämpft sie mit den Fluten der sie allseits umgebenden ruthenischen Ortschaften um die Erhaltung der Religion und der deutschen Muttersprache. Auf diese Siedlung paßt besonders der Satz über den Sinn unserer Notzeit: „Gott hat uns deutsche Katholiken in eine Notzeit hineingesetzt, er hat uns in fremdes Volkstum eingebettet, damit wir Zeugnis ablegen für die rettende Kraft unseres Glaubens, Zeugnis aber auch für unser deutsches Volkstum."

Diese kleine Siedlung hat laut dem am 6. März 1933 in der stattgefundenen Mitgliederversammlung erstatteten Tätigkeitsberichte einen hübschen Fortschritt auf dem kulturellen Gebiete zu verzeichnen. Familien-, Märchen- und Liederabende, Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen wurden des öfteren veranstaltet und hatten stets einen schönen Verlauf. Die hiesige Jugend machte unter anderem auch einen Ausflug nach der benachbarten deutsch-evangelischen Siedlung Theodorshof, wo man gemeinsam im Schulgarten einige frohe Stunden zubrachte. Die 70 Bände zählende Ortsgruppenbücherei wird hier leider noch viel zu wenig benützt. In der folgenden Ansprache sprach H. Wanderlehrer über das deutsche Volkstum in Kleinpolen.

Michałówka. Am 23. Februar fand in Michałówka die diesjährige Mitgliedervollversammlung der Ortsgruppe statt, welche durch die Jugend gut, von den Erwachsenen dagegen sehr schwach besucht war. Laut Tätigkeitsbericht hat die Ortsgruppe einen sehr schönen Fortschritt auf kulturellem Gebiete zu verzeichnen. Sie beherbergte im Vorjahre die Haupttagung des V. d. K., veranstaltete eine ganze Reihe von kleineren und größeren Ausflügen und Waldfesten, die alle einen schönen Verlauf aufwiesen. In den abgehaltenen Lieder- und Märchenabenden wurde auch der Pflege des Kirchengesanges nicht vergessen. Die Bücherei und das Beziehen der Zeitschriften läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. In der Neuwahl des Vorstandes, die mittels Zuruf erfolgte, wurde Herr Karl Hemmerling zum Vorsitzenden gewählt. Unter Verschiedenem ergreift H. Wanderlehrer das Wort und spricht über die Pflicht der Pflege der Muttersprache. Mit dem Wunsche, die Michałówka'er Männer mögen in Hinkunft an den Ortsgruppenversammlungen zahlreicher teilnehmen, wird die Versammlung gesloßsench. Zum Jugendgruppenvorsitzenden wurde Herr Anton Keller einstimmig gewählt.

Die evangelischen Privatschulen in Galizien (Kleinpolen) werden im Schuljahr 1932/33 von 3630 Kindern besucht. Der Volkszugehörigkeit nach sind 3485 Kinder deutsch, 63 polnisch, 51 ukrainisch, 24 jüdisch; dem Bekenntnisse nach 3436 evangelisch, 87 römisch-katholisch, 53 griechisch-katholisch, 24 mosaisch. Die Schülerzahl an den evangelischen Schulen Kleinpolens nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Bücherschau

„Ich bitte ums Wort zur Geschäftsordnung!" Praktischer Wegweiser für Versammlungsleiter, Verbands-, Gewerkschafts-, Innungsvorsitzende usw. 5. Auflage. Von Chefred. E. Paquin, langjähr. polit. Redakteur im Deutschen Reichstag. — Preis: Bei Voreinsendung des Betrages M. 1,95, per Nachnahme M. 2,25. Zu beziehen durch den Selbstverlag des Verfassers: Chefredakteur E. Paquin, Hösel, Bez. Düsseldorf (Deutschland), Preußenstraße 1. Postscheckkonto Essen 16 953.

Obschon das Werkchen in der Hauptsache für reichsdeutsche Verhältnisse geschrieben ist, wird es doch auch im Auslande jedem Vereins-, Versammlungs- und Verhandlungsleiter ein guter Führer und Wegweiser sein, denn die parlamentarischen Regeln, sowie die gesetzlichen Vorschriften über das Vereins- und Versammlungsleben sind in der ganzen Welt ungefähr die gleichen. Das Werkchen ist in flotter, leichtverständlicher Sprache geschrieben. In Deutschland haben ganze Verbände ihre sämtlichen Vorsitzenden damit ausgestattet. In allen, auch in den schwierigsten Fragen versammlungstechnischer Natur gibt das Werkchen einwandfreien Aufschluß.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

21. 3. bis 27. 3. 1933 privat 8.87—8.875
28. 3. und 29. 3. 1933 privat 8.88—8.885

2. Getreidepreise pro 100 kg:

28. 3. 1933	loco Verladest.	loco Lwów
Weizen v. Gut ..	33.00—33.50	34.50—35.00
Weizen Sammldg	30.50—30.75	31.75—32.25
Roggen einh. ..	16.25—16.50	17.50—18.00
Roggen Samldg.	15.50—15.75	17.00—17.25
Mahlgerste	— —	14.50—14.75
Hafer	11.75—12.25	— —
Weizenkleie	— —	8.50— 9.00
Roggenkleie	— —	7.00— 7.25

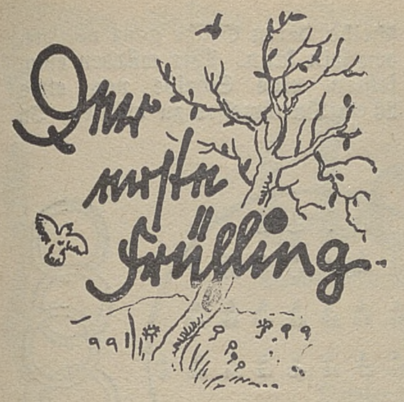
3. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf:

24. 3. bis 25. 3.: Butter Block 3.— zł, Kleinpackg. 3.20 zł, Milch 0.18 zł, Sahne 24% 1.— zł, Eier Schock 3.60 zł.

27. 3. Butter Block 3.20 zł, Kleinpackg. 3.40 zł, Milch 0.18 zł, Sahne 24% 1.— zł, Eier Schock 3.60 zł.

28. 3. bis 29. 3.: Butter Block 3.40 zł, Kleinpackg. 3.60 zł, Milch 0.18 zł, Sahne 24% 1.— zł, Eier Schock 3.60 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landw. Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.



Von Liliom

Wenn ein Wunder sich alljährlich wiederholt, dann verliert es in den Augen der Menschen sein Wunderbares. Ein Wunder hat einmalig zu sein, sonst schadet es sich selbst.

Solch ein Wunder ist der Frühling. Daß aus den harten dunklen Krusten und Rinden auf einmal Zartes sprießt, daß weite Flächen mit einem Schlage zu grünen beginnen, daß die unscheinbaren, dünnen Knospen an den Enden der Zweige zu schwellen beginnen und dann grüne, weiche Blätter aus ihnen hervordrängen, dies himmlische Zauberwerk ist uns zu einer Selbstverständlichkeit geworden, und eigentlich haben wir es den Dichtern überlassen, sich darüber zu wundern und viel Aufhebens davon zu machen.

Zwar merken die Menschen in den großen Städten auch eines schönen Tages den Beginn des Frühlings. Aber wie er in der Hexenküche der Natur entstand, das merken sie nicht. Eines Tages verkaufen frierende, noch in dicke Wollschals gehüllte Weiblein die ersten Bündel Schneeglöckchen, wenig später, in den Augen des Städters, sind diese Schneeglöckchen schon von den Primeln abgelöst, und dann kommt der Flieder, und die Kastanien blühen. Aber hundert Stufen der Geburt sind übersprungen und an ihren Augen vorübergegangen.

Da haben es die, die auf dem Lande wohnen, schon besser. Aber auch bei ihnen ist das Wunderbare ein wenig verlorengegangen, denn sie sind mit der Erde zu familiär. Sie leben von der Erde und ihren Produkten, sie arbeiten mit ihr, sie stehen in einem beinahe kameradschaftlichen Verhältnis zu ihr.

Aber nun stelle man sich einen Menschen vor, der zum erstenmal den Frühling erlebt. Man stelle ihn sich vor, aufgewacht in einer winterlichen Welt, deren kahle Bäume, harte, verschlossene Felder, matte Sonne und kalter Wind ihm als natürlichen und dauernden Zustand erscheinen müßten, denn er kennt ja nichts anderes.

Man stelle sich vor, wie diesem Menschen zumute ist, wenn er draußen herumgeht und merkt, in der Erde geht etwas vor. Und dann beginnt ein Sprießen und ein Blühen, immer mehr belebt sich das Tote, immer mehr Wunder produziert die ganze Natur, gewaltig bricht eine strahlende Blumenfülle aus ihrem dunklen Schoß, die Aeste der Bäume beleben sich mit Blättern und Blüten, Vögel kommen an, junge Tiere schlüpfen aus den Eiern, ein Gesumm und Gezwitscher erfüllt eine warme, lachende, aufgeschlossene Welt.

Müßte so ein Mensch nicht glauben, der Himmel sei über die Erde hereingebrochen? Nun sei endlich das verlorene Paradies wieder da? Müßte er nicht erschüttert in die Knie sinken vor dieser Gnade und diesem Wunder: Der Erlösung aus der Nacht und der Kälte des Winters?

Wir sinken nicht mehr in die Knie, wir gehen spazieren durch die immer neu ergrünende Herrlichkeit. Und doch gibt es unter uns noch Wesen, die von der alljährlichen Verwandlung der Natur so ergriffen werden, als hätten sie es noch nie erlebt.

Vor mir steht ein vierjähriger Blondkopf, die Nase an die Fensterscheibe gepreßt. Ab und zu trifft mich ein flehender Blick. Wann endlich werde ich aufstehen und ihm die Schuhe anziehen und die Tür öffnen, daß er hinaus kann? Er zittert vor Aufregung, es hält ihn nicht länger. Gestern hat er etwas Gelbes, Winziges aus der Erde schüchtern hervorlugen sehen. Er muß ganz schnell nachsehen, ob es nun schon weiter heraus ist. Und was die kleinen Blätter machen, die da aus dem einen Strauch so kraus hervorwachsen. Und ob die Amsel von gestern wieder da ist und fette Würmer pickt.

Für ihn ist noch jeder Frühling der erste Frühling. Für ihn ist das Wunder noch ganz funkelnd neu.

—o—

Im WALD und auf der HEIDEN

Frühgang durch den Wald

Von Horst Thielau

Kiebitze und Fischreiher haben zu den eisfrei gewordenen Gewässern zurückgefunden. Die Ringeltaube, die für die meisten Gegenden Nord- und Mitteleuropas Zugvogel ist, hat, aus dem Süden kommend, wieder bei uns Quartier genommen. Die Balzflüge und das Ruckſen der Tauber sind unverkennbare Anzeichen dafür.

Vor ihren Kästen singen die Stare ein erstes Willkommen dem jungen Lenz. Noch ist es ganz früh am Morgen. Die erste laue Strömung geht über die Bäume. Bald hat alles ein neues Gewand angezogen.

Das Wild zeigt sich in seinem ganzen Wesen mit einem Male auffällig verändert. Dem Laien entgeht das sicherlich. Aber der Weidmann hat ein gutes Auge dafür. Er weiß, daß das Wild mit den Fähigkeiten, die ihm die bedeutend empfindsamere Gestaltung seines Organismus gibt, das neue werdende Wunder weit, weit früher fühlt, als dies der Mensch mit seinen gröberen Sinnen vermag. Noch wenn der Mensch erst ganz, ganz dunkel ahnt, was da werden will, sieht das Wild die Wunder in allernächster Nähe schon.

Eines der deutlichsten Beispiele dafür ist Meister Lampe. In den letzten Tagen des Februar bereits, zu einer Zeit, da Eis und Schnee noch das Land überziehen, ist es ihm Gewißheit, daß des Frühlings erste Herolde auf dem Wege sind, wenn die Menschen sie auch noch immer nicht sehen mögen. Um diese Zeit schon denkt Meister Lampe daran, daß es Sünde für ihn wäre, sein Geschlecht aussterben zu lassen. Vier Wochen später schon beleben die ersten Junghasen die Aecker.

Sind nicht dort drüben auch die ersten Bachstelzen? Und dort! Richtig! Dort stechen zwei Schnepfen aufeinander ein! Sie sind freilich nur durch die Feldstecher zu erkennen. Zum Schuß also noch reichlich weit. Aber so eilig hat's man ja noch gar nicht. Die Hauptsache bleibt, daß der Lenz wirklich unwiderruflich da ist.

Sollte aber noch einer zweifeln an diesem „Unwiderruflich“, den darf man auf den kriegerischen Geist verweisen, der plötzlich in die männlichen Rebhühner gefahren ist. Sind sie nicht sonst so vorbildlich friedfertig? Ja, aber wenn der Lenz kam, da schneidet gar mächtig ihr Kampf- und Paarungsgeschrei durch die Luft. Es hat ein wirklicher, ein ganz ernster, unerbittlicher Kampf begonnen. Deshalb, weil auch hier wie beinahe bei sämtlichen Wildarten die „Herren“ wesentlich zahlreicher vertreten sind als die „Damen“. Jeder „Herr“ aber hat reichlich Grund und Ursache, sich so laut wie möglich bemerkbar zu machen und die Konkurrenten auszustechen. Sind die einzelnen „Damen“ schließlich versehen, dann beginnt ein Kampf in neuer Auflage. Die Uebriggebliebenen, die Unbeweibten, versuchen es nunmehr mit roher Gewalt. Das Weibchen, das ihnen trotz aller Werbungskünste versagt blieb, sucht man dem offiziellen Gatten zu entreißen, — ein Unterfangen, dem die Rechtmäßigen, wie es nur zu natürlich ist, verzweifelten Widerstand entgegensetzen.

Es ist schon ungeheuer lebendig geworden im Wald. Nur die jahrhundertealte Eiche steht nachdenklich, besinnlich in dieser Welt des schwellenden, treibenden, grünenden, sprossenden Lebens. Heute ist sie, die jahrhundertemale den neuen Lenz hat kommen sehen und die jahrhundertemale das Sterben im Herbst und Winter miterlebt hat, kaum noch mehr als eine Ruine. Wer weiß, ob nicht schon morgen die Holzhacker kommen, ihren riesigen Körper zu stürzen... Ach, es muß schwer sein, im Lenz sterben zu gehen. Wie unsagbar schwer gar, wenn man Hunderte von Lenzen miterleben und neu durchkosten durfte....



„Niedriger hängen“!

Als die Berliner sich 1781 wegen der Einführung der Kaffeeregie stark aufregten, ritt eines Tages Friedrich der Große, nur von einem Reitknecht begleitet, durch die Jägerstraße und sah schon von weitem, wie am Werderschen Markt das Volk sich drängte. Der vorausgeschickte Heiduck berichtete ihm: „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen.“ Als der König näherkam, bemerkte er seine Karikatur. Er war darauf dargestellt, kläglich auf einem Fußschemel hockend, eine Kaffeemühle zwischen den Knien, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach den herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken!“ rief der König, indem er eine entsprechende Handbewegung machte.

FÜR DIE JUGEND

Was stimmt hier nicht?



Als unser Zeichner diese Tiere gezeichnet hat, war er anscheinend nicht ganz bei der Sache. So haben sich in seine Arbeit nicht weniger als 8 Fehler eingeschlichen. Wer findet diese Fehler heraus?

Die Schildbürger und ihre Beinfrage

Der Kaiser hatte bei seinem Besuch in Schilda soviel Kurzweil an ihren Dummheiten gefunden, daß er ihnen einen Freibrief ausstellte, auf den hin sie im nächsten Dorf ein leckeres Mahl angerichtet bekamen, mitsamt dem dazugehörigen Wein. Gar lustig bestiegen sie ihre Steckenpferde, ritten darauf hinaus und ließen es sich bei Speis und Trank wohl ergehen. Als sie nun weidlich trunken und vollends satt waren, zogen sie hinaus in die Natur, freilich nicht ohne noch einige Flaschen für den späteren Durst mitzunehmen, und erfreuten sich draußen mit heiteren Spielen. Aber ihre Trunkenheit war so groß geworden, daß sie bald ermüdeten, und sich zu einem Schlummer niederlegten. Wer beschreibt ihr Entsetzen beim Erwachen, als sie sahen, daß sie in ihrem Uebermut ihre Beine durcheinandergesteckt hatten, und da nun alle die gleichen Beinkleider trugen, wußte niemand, wie sie auseinanderkommen sollten. In ihrer Ratlosigkeit schauten sie einander an und niemand wußte einen Ausweg. Da kam ein fremder Wandersmann vorüber, dem klagten sie ihre Not, und versprachen ihm einen guten Lohn, wenn er einen Rat wüßte. Nun, der Wandersmann übersah gar schnell, daß er es hier mit Schildbürgern zu tun hatte, und sprach, freilich, ich will euch helfen, aber wehe euch, wenn ihr mir nicht den versprochenen Lohn zahlt. Sie beteuerten ihre Ehrlichkeit und der Wanderer nahm seinen Knüppel und schlug auf den Nächstsitzenden los. O, weh! — der wußte nun, wo seine Beine waren und sprang eiligst auf. Dieses Spiel wiederholte sich wohl ein paar Dutzend mal, bis nur noch ein einziger Mann am Boden saß. Der flehte nun, man solle ihm doch auch seine Beine wiedergeben. Schnell zog ihm der Fremde eins über, daß es brannte, und voller Dank erkannte er sein Eigentum. Der Wandersmann bekam seinen Lohn und zog lachend des Weges.

Die Anfänge von Tabak und Kaffee

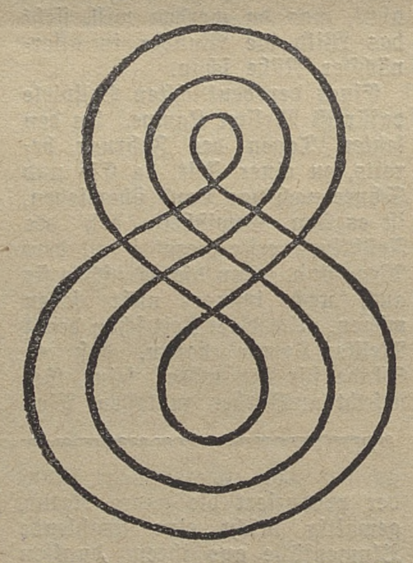
Die ersten Menschen, die die Tabakblätter zum Rauchen verwandten, waren die Indianer Mittelamerikas. Nur wollten sie sich durch den Tabak keinen Genuß verschaffen, die Indianer erstrebten lediglich, mit dem Rauch des edlen Krautes die lästigen Moskitos zu verjagen. Auch heute noch verscheucht man ja die Mücken durch Zigarettenrauch.

Bilder zeigen, wie der Raucher auf dem Boden liegt und mit einem langen Halm den Rauch einzieht, der aus einem als Rauchpfanne dienenden Erdhäufchen aufsteigt. Erst viel später betrachtete man den Tabak als Genußmittel. Noch zur Zeit Friedrich Wilhelms I. hatte man keinen passenden Namen für diese eigenartige Beschäftigung. In der etwas derben Ausdrucksweise dieser Zeit sprach man vom „Tabaksaufen“, unsere heutige Bezeichnung „Rauchen“ verbreitete sich erst später.

Nicht nur der Tabak hat sich übrigens mit der Zeit zum Genußmittel herausgebildet, dieselbe Entwicklung hat auch der Kaffee genommen. Sicher wissen nur wenige, daß der braune, belebende Trank, dessen Heimat die afrikanische Landschaft „Kaffa“ ist, ursprünglich in Abessinien gebraucht wurde, um die Gläubigen bei den nächtlichen Gebetsübungen wachzuhalten.

—o—

Die geheimnisvolle Acht

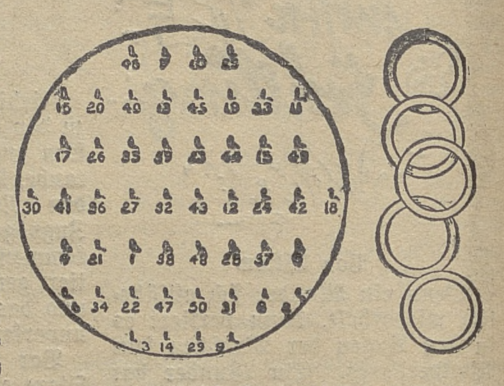


Wer kann diese dreifache Acht in einem Zuge — also ohne mit dem Bleistift abzusetzen — nachzeichnen? Es geht ganz bestimmt; also bitte nicht entmutigen lassen, auch wenn Ihr es nicht gleich herausbekommt!

—o—

Ein interessantes Geschicklichkeitsspiel

Das Ringwerfen ist ein altes Gesellschaftsspiel, das aber immer wieder in kleinerem wie in größerem Kreise Freude macht, da es hier ausschließlich auf die Geschicklichkeit der Spieler ankommt. Zur Herstellung des Spieles verschaffen wir uns zunächst eine runde Holzscheibe, deren Größe ganz verschieden sein kann. Wir würden empfehlen, eine Scheibe von etwa 25 cm Durchmesser zu wählen. In



diese Scheibe schlägt man nun eine Anzahl von Nägeln senkrecht ein (am besten 50 Stück), die deutlich mit Nummern von 1 bis 50 gekennzeichnet werden. Die Verteilung der Zahlen erfolgt ganz willkürlich, etwa so, wie wir es auf unserer Abbildung dargestellt haben. Die Spieler müssen sich nun in einer zu vereinbarenden Entfernung von der an der Wand aufgehängten Scheibe aufstellen, und ihre Aufgabe besteht darin, eine Anzahl von Ringen so auf die Scheibe zu werfen, daß sie an den Nägeln hängen bleiben. Jeder gelungene Wurf zählt so viel Punkte, wie die Zahl beträgt, mit der wir den Nagel bezeichnet haben, an dem der Ring hängen bleibt. Ringe, die keinen Nagel treffen, zählen selbstverständlich 0. Als Ringe empfiehlt es sich, kleine Gummiringe zu nehmen, wie sie zum Verschluß von Einmache-Flaschen beim Einwecken verwendet werden. Die Größe der Ringe hängt natürlich auch von der Größe der Scheibe, bzw. von dem Abstand der einzelnen Nägel voneinander ab.

Das seßhafte Geldstück

Erklärung

Mancher wird glauben, die hohle Hand sei schuld daran, daß das Zehnpfennigstück nicht herausgebürstet werden kann. Das stimmt jedoch nicht, denn den gleichen Versuch kann man auf einer glatten Tischfläche mit einer sehr weichen Bürste ausprobieren. Der Grund ist ein anderer. Betrachten wir nämlich den Vorgang genauer, so sehen wir, daß jedes einzelne Bürstenhaar an das Geldstück anstößt, daß es dann aber, während die Bürste weiter gleitet, am Rande des Geldstückes unbeweglich festbleibt, daß es sich also gewissermaßen zurückbiegt, um dann seine alte Stellung wieder einzunehmen. Das Bürstenhaar hat also durch den Widerstand des Geldstückes seine Gestalt geändert. Der wahre Grund liegt also in der Elastizität der Bürstenhaare.

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

Roman von Ernst Klein

Bisheriger Inhalt

Der Berliner Juwelier Paul Warberg führt ein Doppelleben: Aeußerlich ist er der allgemein geachtete solide Kaufmann, der mit seiner Frau Irene in glücklicher Ehe lebt, in Wirklichkeit begeht er raffiniert ausgeführte Diebstähle von kostbaren Schmuckgegenständen, die sämtlich unaufgeklärt bleiben, und denen er auch seinen Reichtum verdankt. Die Komplizen an diesen Verbrechen sind die beliebte Schauspielerin Lilly Eyrand, seine einstige Geliebte, und ein gewisser Robert Thann. Natürlich befindet sich Warberg in der Gewalt dieser beiden. Lilly war eines Abends von dem bekannten Kunstsammler v. Natters, der Besitzer einer kostbaren Perlensammlung ist, zum Essen eingeladen. Der junge Kurt v. Natters, mit Ilse Reinfeld verlobt, liebelt bei dieser Gelegenheit mit Lilly und zeigt ihr auf Wunsch unter vier Augen die Perlen und entdeckt ihr somit den geheimen Aufbewahrungsort. Auf Befehl von Lilly muß Warberg diese Perlen nun rauben. Hierbei wird der maskierte Einbrecher von dem hinzugekommenen jungen v. Natters durch Brustschuß verwundet, letzterer von dem Perlendieb niedergeschossen. Mit Hilfe Roberts entkommt Warberg mit seiner Beute. Seinen Angehörigen wird vorgeschwindelt, er hätte einen Autounfall gehabt. Der von Robert hinzugerufene Arzt Dr. Georg Leffler, Bruder von Frau Warberg, dem sein Schwager viel Gutes erwiesen hat, gelobt Stillschweigen darüber, daß er eine Revolverkugel aus dem Körper Warbergs entfernt hat. Alle Welt war über dieses Verbrechen aufgeregt, sofort setzten die Ermittlungen der Polizei ein. Zunächst wurde Ilse Reinfeld, deren schwerverletzten Bräutigam man in ein Sanatorium schaffte, vernommen. Sie mußte Kriminalkommissar Fechner ein Verzeichnis der Gäste von dem Abendessen bei Natters geben, an welchem auch die Schauspielerin Lilly teilgenommen hatte. Für die Herbeischaffung der gestohlenen Perlen hat die Gesellschaft, bei der sie versichert waren, 100 000 Mk. Belohnung ausgesetzt. Der Kriminalkommissar stellt nun bei den Teilnehmern jener Abendgesellschaft Nachforschungen an, auch bei Lilly. Er kann lediglich feststellen, daß damals der alte Baron Natters seinen Gästen die Perlen gezeigt hat. Robert macht Warberg einen neuerlichen Krankenbesuch. Letzterer hat große Gewissensangst, da er mit der Möglichkeit rechnet, daß der junge Natters infolge der ihm zugefügten Verletzung stirbt. Die Aussprache der beiden Männer wird durch das Hinzukommen von Dr. Leffler unterbrochen. Der Kunst der Aerzte gelingt es, den jungen Natters am Leben zu erhalten, auch die Heilung Warbergs macht gute Fortschritte. Nach seiner völligen Genesung empfängt Paul in seinem Büro Lilly. Es kommt zu einer ernsthaften Auseinandersetzung, wie man sich in der Folgezeit zu verhalten habe. Beide hegen angesichts der 100 000 Mark Belohnung Befürchtungen.

(7. Fortsetzung).

Das hätte er auch am liebsten getan. Doch er wagte es nicht, in diesem Zustand innerer Unsicherheit Irene unter die Augen zu treten. Er schämte sich seiner Mutlosigkeit. Beim Einbruch in das Palais Montard war er an einer Regenrinne bis in den zweiten Stock emporgeklettert. In Baden-Baden war er aus der dritten Etage in die Krone eines Baumes hineingesprungen, als sich kein anderer Ausweg bot. Nie hatte es in seinem Leben früher auch nur einen Augenblick gegeben, in dem er sich nicht zu helfen wußte. Seine Geistesgegenwart war ebenso stark wie seine Kühnheit. Voleur Phantôme! Es waren Zeiten gewesen, da er stolz auf diesen Ehrentitel war. Jetzt erkannte er, daß körperlicher Mut nicht alles ist. „Ich bin ein Feigling!" stöhnte er und sank vor seinem Schreibtisch zusammen. Den Kopf in die Hände gestützt, saß er lange, lange.

Das Telephon schreckte ihn auf. Irene!

„Ist mein Mann da? Ach, du bist es selbst? Das ist gut! Ich wollte nur wissen, wie es dir geht. Ueberanstrengst du dich auch nicht?"

„Gar keine Spur, Schatzi! Ich sitze in meinem Käfig und lasse niemand zu mir herein!"

„Kommst du zu Mittag?"

„Ich weiß noch nicht. Ich werde dir telephonieren. Was macht Fredy?"

„Er ist unten am See. Sollen wir dich vielleicht abholen?"

„Nein — lieber nicht! Ich hab' eine Menge zu tun."

Sein ganzes Leben mit dieser Frau war eine einzige große Lüge gewesen. Und jetzt, da diese Lüge wie ein Kartenhaus in sich zusammenzustürzen drohte, empfand er die Schmach seiner kleinlichen Ausreden mit verdoppelter Bitternis. Ein Beweis seiner Feigheit.

Er läutete Georg Leffler an.

Magdas helle Stimme antwortete: „Georg ist nicht zu Hause. Er ist unterwegs. Ist dir vielleicht wieder schlecht? Soll er zu dir kommen?" Ihre Fragen überstürzten sich. Das war so ihre Art. „Weißt du, eigentlich schäme ich mich: Ich habe dich noch gar nicht aufgesucht, seit du wieder im Geschäft bist. Darf ich kommen?"

„Wann du willst! Aber ich hätte ganz gern Georg gesprochen. Vielleicht ruft er von unterwegs an? Bitte, sage ihm dann, daß er doch sofort zu mir ins Geschäft kommen möchte!"

„Wird besorgt. Und richte nur was Schönes her, das du mir nachher schenken kannst!"

Gegen zwölf Uhr kam der junge Arzt. Er zeigte ehrliche Besorgnis und griff sofort nach Pauls Puls. „Du hast dich gewiß überanstrengt? Ich habe dir ja gesagt, du tätest am besten, wenn du von Berlin wegfährst. Irgendwohin nach dem Süden, wo du nichts siehst, nichts hörst."

„Setz dich, Georg, und hör mich an! Dann will ich versuchen, dir zu erklären, daß ich eben deshalb nicht aus Berlin fortkann, weil ich hier alles sehen und hören muß."

Georg wand sich förmlich unter den Worten. „Ich — — Paul — — ich möchte dich bitten, nicht mit mir darüber zu sprechen. Ich will nichts wissen — gar nichts! Ich habe meine Pflicht als Arzt getan. Es ist auch meine Pflicht, zu schweigen. Es kann mich kein Mensch zwingen, zu reden. Je weniger ich weiß — —"

„Fürchtest du, Mitwisser spielen zu müssen? Keine Angst, Georg! Mehr als das, was du getan hast, verlange ich nicht von dir. Nur das eine: Schweigen. Ich bin dir nie ein schlechter Freund gewesen . . . Es ist nicht meine Art, an solche Dinge zu erinnern; wenn ich es jetzt trotzdem tue, so geschieht es, weil ich dich bitte, an Irene zu denken, an deine Schwester, an das Kind. Ja, ich bin der Mann, der Kurt von Natters beinahe tötete. Aber du kannst mir glauben: Ich habe es nicht gewollt. Ich war zu aufgeregt. Ich habe in die Höhe geschossen — ich wollte nur schrecken, mich selber wehren; ich war ja schon verwundet. Wenn sie mich dort gefangen hätten, wäre ja jetzt schon alles aus. So habe ich noch immer Hoffnung . . ." Die Aufregung übermannte ihn — er taumelte.

Der Arzt wurde der Stärkere. „Nein, Paul, was auch immer geschehen ist: Du mußt jetzt an dich denken! In allererster Reihe an dich! Du bist nicht außer Gefahr. Ich meine: nicht hier mit deiner Wunde, sondern . . . Du verstehst mich?"

Paul sah zu ihm auf. „Du hast gelesen, daß man hunderttausend Mark ausgesetzt hat als Belohnung? Die verdient sich auch der, der mich anzeigt, Georg! Ich bin kein reicher Mann; wenigstens kann ich so viel Geld momentan nicht flüssig machen. Aber ich habe Juwelen da — herrliche, schöne Steine; die sind mehr wert als hunderttausend Mark . . . Nur, um Gottes willen, denk an Irene! Verrat mich nicht!"

Georg riß sich beinahe heftig los. „Ich weiß nicht, wofür du mich hältst! Was glaubst du denn —?" Er trat von dem anderen fort. Seine schmale Brust war in wildem Aufruhr. Er riß seine Brillengläser herunter und begann, sie hastig zu reiben.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Magda tänzelte herein. Sie blieb stehen, und Schreck sprang in ihre großen blauen Kinderaugen. „Ich hatte doch die richtige Ahnung! Deshalb hab' ich mich schleunigst auf die Bahn gesetzt und bin hergekommen! Was geht hier vor? Habt ihr gestritten?"

Paul war derjenige, der sich schneller faßte. „O nein! Wie kann so ein lahmer Patient. wie ich, mit seinem Arzt streiten? Er will mich nur wegschicken von Berlin, und ich — —"

Sie glitt an Georg heran und legte ihm die Hand auf die Stirn. „Du schwitzest ja ordentlich! Du bist viel aufgeregter als der Herr Patient! Nun, wenn du dich bei all deinen Kranken so ins Zeug legst, werde ich bald einen Arzt für dich selber brauchen. Und du, Paul, du könntest Gescheiteres tun, als dich und ihn aufzuregen. Warum gehst du nicht fort? Jetzt ist's bestimmt wunderschön unten in Italien!"

„Er will ja keine Vernunft annehmen!" grollte ihr Mann, der sich langsam in die Situation fand. „Ich werde ein energisches Wort mit seiner Mutter und mit Irene reden. Es ist höchste Zeit, daß er fortkommt!"

Magda schmeichelte sich an Paul heran, der noch immer in seinem Sessel vorm Schreibtisch hockte. „Sei doch klug, Paul! Jetzt kommt hier bald der Herbst. Naß und kalt wird es. Unten ist die Sonne . . . Wir würden uns alle viel weniger um dich ängstigen — —"

Paul streichelte die kleine Hand, die auf seinem Arm lag. „Wenn du so schön bittest, vielleicht tu' ich's da doch noch. Vielleicht!" wiederholte er mit einem Seufzer des Entschlusses und stand auf. „Aber jetzt komm mal mit, Kleine! Ich will dir das Geschenk geben, das für dich bestimmt ist!"

Ihr Protest fiel sehr lahm aus; selbst für eine Sache der Form zu lahm. Als er ihr dann ein wunderschönes Armband aus Brillanten und Rubinen hinhielt, war ihr Entzücken echter. „Das soll mir gehören? Georg — da, sieh mal! So etwas hab' ich mir schon lange gewünscht!" Wie ein kleines Kind tanzte sie, mit dem Geschmeide in der Hand, vor den nächsten Spiegel. „Das kostet ja ein Heidengeld! Das kann ich doch nicht annehmen!"

Pauls Blick schoß zu Georg Leffler hinüber. Der zuckte hilflos die Achseln. — —

Paul hielt es im Geschäft nicht mehr aus. Sehnsucht nach seinem Heim packte ihn; ihm war, als hätte er dieses Heim jahrelang nicht gesehen — als sei ihm die Stimme der Frau, des Kindes fremd geworden. Er ließ sich ein Taxi kommen, schlich über den Hof auf die Straße, um den Sympathiebeteuerungen seiner Kundschaft zu entgehen, und fuhr nach Hause.

Irene, als echte Hausfrau, war über diese Ueberraschung entsetzt. „Aber du hast doch gesagt — — und jetzt bin ich gar nicht für dich vorbereitet!"

„Ganz gleich, was du hast! Ein paar Eier! Ich hab' nicht mehr weiterkönnen. Bin eben noch zu schwach — es geht nicht . . ." Er sah bleich aus, abgespannt; seine Augen flackerten unruhig hin und her. Als der Junge ihm entgegenstürmte, hatte er nicht die Kraft, ihn hochzuheben.

Doch Irene war da! Sie war ihm auf einmal wie eine Lichtgestalt. An sie klammerte er sich. „Ich möchte mich niederlegen. Am Abend bin ich dann wieder munter, wenn die Mutter kommt."

Geschäftig richtete Irene ihm das Bett. Dann setzte sie sich zu ihm und legte ihren Kopf neben den seinigen auf das Kissen. Ihre Wange berührte sein Gesicht, und ihre weichen, seidenen Haare schmeichelten sich an seine Schläfen. Nie noch war ihm so zu Bewußtsein gekommen wie in dieser Minute, was ihm Irene bedeutete. Sie war nicht nur die Erfüllung körperlicher Sehnsucht, ein schönes Weib, das in seiner Liebe aufging; sie war mehr als das — sie war Teil seines eigenen Ich. Er, nicht gewohnt, sich mit tiefen seelischen Problemen abzugeben, suchte sich selber klarzumachen, was sie ihm eigentlich war. Sie war ihm das Leben. „Ich bin froh, daß du bei mir bist!" flüsterte er.

Sie drückte sich nur noch inniger an ihn. „Ich lass' dich nicht mehr ins Geschäft! Du mußt fortreisen!"

„Fort? Ich habe mir Georg in die Stadt kommen lassen. Auch er ist dafür, daß ich eine Zeitlang verreise. Aber ich kann ja nicht!"

„Warum kannst du nicht? Du bist auch einer von den Chefs, die glauben, wenn sie nicht da sind, läuft das Geschäft rückwärts. Die sind ohne dich bis jetzt doch ganz gut ausgekommen!"

Er tastete nach ihrer Hand. „Du verstehst nicht, Schatz! Ich muß hier in Berlin bleiben . . ." Halb und halb war schon das Geständnis auf den Lippen. Doch er riß es wieder zurück. Nein — er war seiner noch nicht sicher; ihrer vor allen Dingen. Wenn sie sich von ihm wandte — wenn sie aus seinem Leben herausging —?

„Was heißt: ich verstünde nicht?" Sie hob verwundert den Kopf und sah ihn an. „Hast du auf einmal Geheimnisse vor mir? Was hält dich in Berlin zurück?"

Mit einem Ruck richtete er sich auf. „Ich kann jetzt nicht sprechen, Irene. Du mußt mir vertrauen! Nicht wahr, du vertraust mir?"

Ihr Entsetzen wurde immer größer. Angst kroch in ihre Augen. „Um Gottes willen, Paul, was sprichst du? Was geht vor? Ich kenne dich ja nicht wieder!"

Er streckte den Arm aus und zog sie an sich. So heftig drückte er sie, daß sie aufschrie. „Nicht wahr, du bleibst bei mir? Ja? Siehst du, es könnte ein Tag kommen, wo du vor die Frage . . . Nein — es hat ja keinen Zweck: Ich — ich werde wegfahren. Aber mit dir! Mit dir ganz allein! Wir lassen das Kind bei der Mutter."

Sie warf alle Zweifel, alle Aengste hinter sich; sie sah nur seine Erregung. „Wie du willst, Paul. Du weißt doch, daß ich das tue, was du willst; nichts anderes."

Er erwiderte nichts. Hielt sie nur fest. Sie ahnte ja nicht, daß sie vielleicht eines Tages an dieses Wort erinnert werden würde . . .

X.

Kurt von Natters war endlich so weit, daß Kommissar Fechner ihn sprechen konnte. Den Kopf in

schweren Bandagen, so daß die Augen kaum sichtbar waren, lehnte der junge Mensch in seinem Polster, während seine Braut neben ihm saß, seine Hand hielt. Viel Zeit hatte man dem Kommissar nicht gegeben; er mußte also mit seinen Fragen schnell vorwärtskommen.

Natters erzählte zunächst den Ueberfall. Genau so, wie ihn sein Vater geschildert hatte. „Als ich in das Zimmer sprang und das Licht aufdrehte, kniete der Mann vor dem Ofen. Ich glaube, die Kassette mit den Perlen hatte er schon herausgenommen. Er wollte den Safe schließen. Als er mich sah, sprang er auf. Er wollte zum Fenster. Ich war aber schneller und — — jawohl, Herr Kommissar, das ist nicht zu leugnen: Ich habe zuerst geschossen!"

„Haben Sie den Mann deutlich gesehen?"

„Wenn Sie so plötzlich jemandem gegenüberstehen, ist es schwer, ihn richtig zu erfassen, nicht wahr? Zudem trug er einen langen, ärmellosen Frackmantel und eine Maske vorm Gesicht. Aber ich kann mir nicht helfen: Irgend etwas erinnerte mich . . . Ich habe seitdem oft versucht, mir klar zu werden, an wen er mich erinnerte. Es war etwas in seinen Bewegungen; obwohl man von ihm nichts sah, merkte ich doch, daß er natürliche Eleganz hatte, ein kultivierter Mensch war — keiner von diesen Gentlemans, die man in den Bierkneipen am Wedding findet. So eine Art Raffels — —"

„Der Voleur Phantôme — der Geisterdieb!" lächelte der Kommissar. „Aber ich glaube, wir werden ihn aus seiner vierten Dimension jetzt bald in die dritte zurückholen. Das ist mir sehr wichtig, was Sie mir da sagen, Herr von Natters. Aber, was ich vor allen Dingen wissen möchte: Wie kann dieser Mann Kenntnis von dem Safe gehabt haben? Ich habe inzwischen mit Ihrem Herrn Vater gesprochen. Nach seiner Aussage haben Generalleutnant Möllwitz und seine Frau sowie die Sternbergs, Possings und der Geheimrat Rechenberg zwar gewußt, wo der Safe sich befindet; aber die sind natürlich über jeden Verdacht erhaben. Ministerialdirektor Burckhardt kommt ebenfalls nicht in Frage, denn er hat nicht sehen können, wie Ihr Herr Vater die Kassette aus ihrem Versteck holte. Herr Burckhardt befand sich im Gespräch mit Direktor Sternberg und dem Generalleutnant, während Ihr Herr Vater allein ins Arbeitszimmer hinüberging. Stimmt das?"

„Das stimmt! Mein Vater war allein, als er die Perlen herausnahm. Die Herrschaften, die Sie bis jetzt nannten, kommen wirklich nicht in Betracht. Ebensowenig mein Freund Eichberg oder Frau Eyrand."

„Selbstverständlich. Aber irgend jemand muß doch gesprochen haben, Herr von Natters! Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich Sie mit dieser Frage bedränge. Sie ist entscheidend. Ihr Fräulein Braut und deren Eltern hatten ja keine Ahnung von dem Versteck des Safes?"

Ein Schuß aufs Geratewohl. Ilse, das junge Mädchen, schüttelte heftig den Kopf. „Gewiß wußten wir alle drei nicht, wo sich der Safe eigentlich befand. Es ist mir nie eingefallen, Kurt danach zu fragen."

„Aber bei Tisch baten Sie Ihren Herrn Schwiegervater, die Perlen zu zeigen, nicht wahr?"

Sie blickte hilfesuchend zu ihrem Bräutigam hinüber. „Habe ich das? Wirklich? Ich kann mich nicht darauf besinnen. Ich weiß nur: Es war auf einmal die Rede davon, daß mein Schwiegervater die Perlen zeigen sollte. Meine Eltern hatten sie nämlich noch nicht gesehen."

Fechner war wieder an dem Punkt, an dem er scheinbar nicht weiterkonnte. Er wendete sich zu dem Kranken zurück. „Und Sie, Herr von Natters, wissen genau, daß Sie mit niemand über den Safe sprachen? Vielleicht so einmal in Gesellschaft Ihrer Freunde? Und irgend jemand hat das aufgeschnappt?"

Täuschte sich das erfahrene Auge des Kriminalisten? Bildete er sich nur ein, daß so etwas wie ein Schatten über das schmale Gesicht des jungen Menschen glitt? „Ich? Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Herr Kommissar —," kam stockend und unsicher die Antwort.

Fechner stand auf. „Nun, da läßt sich nichts machen! Meine Zeit ist um. Schade, daß ich gerade über diesen wichtigsten Punkt keinen Aufschluß bekomme!"

Es war Bedauern in diesen Worten. Doch kein ehrliches. Fechner war mit seinem Erfolg höchst zufrieden. Er wußte, daß Natters nicht die Wahrheit gesprochen hatte. Niemand anders als er selbst hatte das Versteck des Safes verraten. Aber wem?

Fechner war ein methodischer Mann. Er dachte mit dem Bleistift auf dem Papier. In seinem Büro setzte er sich an den nüchternen Amtstisch, schrieb sich noch einmal die Namen der ganzen Gesellschaft auf und begann einen nach dem anderen von neuem abzuwägen. Immer wieder kam die Spitze des Bleistifts zu dem Namen der Schauspielerin zurück.

Er hatte sie in der ganzen Zeit genau beobachten lassen, und objektiv, wie er war, mußte er sich gestehen, daß er bei ihr ebensowenig herausgefunden hatte wie bei all den anderen Personen, auf die er seine Geheimbeamten losließ. Lilly Eyrand lebte nach der Regelmäßigkeit einer Uhr. Sie erschien, wenn das Wetter schön war, gegen elf vor ihrem Hause, wo ihre prunkvolle Limousine auf sie wartete, und fuhr zum Reiten. Selten, daß sie zu Mittag nach Hause zurückkehrte. Sie war sehr oft eingeladen und speiste manchmal auch allein, in irgendeinem Schlemmerlokal. Eine Frau, die auf jeden Fall alle Genüsse des Lebens auszukosten verstand. Am Abend begab sie sich eine Stunde vor Beginn der Vorstellung ins Theater, schloß sich in ihrer Garderobe ab und beschäftigte sich mit der Vorbereitung für ihre Rolle. Nach dem Theater fuhr sie in Gesellschaften oder in das eine oder andere vornehme Restaurant. Sie sah eine Menge Leute bei sich und um sich. War immer Mittelpunkt. Auch geschäftliche Besuche machte sie. Zwei davon galten ihrer Bank. Einmal erschien sie bei Paul Warberg, Unter den Linden. Mehrere Besuche natürlich in Modeateliers; eine lange Konferenz mit dem Pelzlieferanten. Das war alles.

Ihr Leben war öffentlich. War zu lesen wie ein aufgeschlagenes Buch. Und doch — merkwürdig: Es war auch den geschicktesten Spürhunden Fechners nicht gelungen, unter die Oberfläche dieses Lebens zu dringen. Außer ihrem Chauffeur, einem älteren, verheirateten Menschen, der mit seiner Familie in Charlottenburg wohnte, hatte die Schauspielerin nur noch eine Wirtschafterin, die Faktotum und Mädchen für alles war. Eine grauhaarige, mürrische Person, an die nicht heranzukommen war. Fechner selbst hatte einmal sein Glück bei ihr versucht und von einer großen Gefahr geredet, die ihre Herrin bedrohe und gegen die er sie zu schützen beauftragt sei. Die Frau öffnete kaum den Mund. Als er sich von ihr zurückzog, hatte er die Empfindung, daß er der Ausgefragte gewesen war. Er hatte erzählt, nicht sich erzählen lassen.

Lilly Eyrand! Nichts lag gegen sie vor. Und doch —! Dieser sechste Sinn des Kriminalisten gab sie nicht frei. Ihr war es schon möglich, das Geheimnis des Safes aus dem jungen Natters herauszulocken. Ein Kinderspiel mußte es ihr sein, ihn um- und umzudrehen wie eine Tasche. Er hatte bei seiner Antwort gezögert. Um so begreiflicher, da seine Braut neben ihm saß und seine Hand hielt! Fechner schwor es sich zu, daß in diesem Zögern der Schlüssel zur Wahrheit war. Aber wie ihn greifen?

Wer war diese Eyrand eigentlich? Alles, was der Kommissar von ihr wußte, bestand in der Tatsache, daß er nichts wußte. Geheimnis umhüllte sie. Kein Mensch, auch beim Theater, bei den Journalisten, vermochte anzugeben, woher sie kam. Sie war kurz nach dem Kriege hier aufgetaucht. Adolar Wolf, genannt „der schöne Adolar", Klubmann und Theaterfanatiker, war der einzige, der so etwas wie eine Ahnung hatte. „Die Eyrand? Eine Polin soll sie sein. Es heißt, sie sei während des Krieges in Paris gewesen, um im Auftrag der polnischen Nationalisten die dortige Regierung zu bearbeiten." Adolar Wolf war lebendes Theaterlexikon; absolute Autorität.

Fechner erinnerte sich, als er jetzt seine Liste vor sich hatte, an jene Auskunft und stand auf. Er beschloß, nach Paris zu fahren. Er rief den Chef an. „Kann ich Sie einen Moment sprechen?"

„Ob Sie mich sprechen können? Gerade wollte ich Sie anläuten. Kommen Sie sofort herüber! Sie werden Augen machen!"

Fechner machte Augen; als er das Zimmer des Chefs betrat, hielt ihm dieser einen kleinen Brief entgegen. „Das habe ich eben bekommen. Mit der Post. Lesen Sie!"

Oktavpapier gewöhnlicher Qualität — so, wie man es für ein paar Pfennig in jedem Laden kaufen kann. Wenige Zeilen, mit der Maschine geschrieben. Eine Ecke des Papiers war mit einer Schere in Zickzacklinien abgeschnitten. Folgendes stand in dem Brief:

„Wenn die Polizei den Räuber der Natters-Perlen zu fangen wünscht, täte sie gut daran, sich zu erkundigen, ob die Wunde des Juweliers Paul Warberg, mit der er in der fraglichen Nacht nach Hause kam, tatsächlich von einem Autounfall herrührt.

Ein scharfer Beobachter.

PS. Die Ecke des Papiers habe ich abgeschnitten, um sie als Legitimation vorzuweisen, wenn ich die hunderttausend Mark einkassieren komme."

„Nun, was sagen Sie dazu?" begehrte der Chef zu wissen.

Fechner antwortete nicht gleich. Er studierte noch immer den Brief, beschnüffelte das Papier, drehte es in der Hand hin und her und besah es mit einer Lupe. „Mann oder Frau? Die Diktion läßt auf einen Mann schließen; auch die Idee mit der abgeschnittenen Ecke. Auf jeden Fall ein gebildeter Mensch. Die Frage ist nur die: Geht er darauf aus, die hunderttausend Mark zu verdienen?"

„Daran ist wohl kaum zu zweifeln. Wozu schneidet er sonst die Ecke ab?"

Fechner war nicht so leicht zu überzeugen. „Ich gebe zu: Hunderttausend Mark sind schon ein Köder, auf den jeder gern anbeißt. Aber der Köder hängt doch nicht seit gestern. Warum kommt der Brief erst heute?"

„Vielleicht hat der Briefschreiber oder die Briefschreiberin vorher nichts über das Geheimnis des Autounfalles erfahren können. Uebrigens, Fechner, haben Sie überhaupt gewußt, daß Warberg einen Autounfall hatte?"

„Keine Ahnung! Erst vor zwei, drei Tagen las ich in der Zeitung, daß er von seinem Unfall hergestellt sei und seine Tätigkeit im Geschäft wieder aufgenommen habe. Vielleicht hängt diese Zeitungsnotiz mit dem Brief zusammen. Sehen wir doch mal nach, ob seinerzeit eine Meldung eingegangen ist!"

Der Chef läutete das betreffende Ressort an und gab den Befehl, ihm so schnell wie möglich zu berichten. Nach einer halben Stunde kam der Bescheid, daß nach den vorliegenden Reviermeldungen in der Nacht vom 23. auf den 24. September in den gesamten westlichen Bezirken kein Autounfall gemeldet worden war. Einer im Zentrum, zwei in Moabit. Das Konto des Westens war in dieser Nacht ohne Fehl und Tadel.

„Das ist merkwürdig!" sagte Fechner. „Und die Eyrand war bei Warberg . . ." Ganz langsam sprach er diesen Satz aus, wie wenn er seine Worte als Glieder einer Kette mühsam aneinanderreihte. „Man könnte kombinieren: Die Eyrand kommt in Natters' Haus — sieht die Perlen. Die muß ich haben! sagt sie sich. Sie macht mir ganz den Eindruck, als ob sie gegebenenfalls ein tüchtiges Maß Energie aufzubringen vermag. Eine jener Frauen, die sich ihrer Ueberlegenheit bewußt sind und sie rücksichtslos ausnutzen. Sie lockt das Geheimnis aus dem jungen Natters heraus. Sie braucht ihn nur mit ihren verfluchten schwarzen Augen anzublicken . . . Dann schickt sie Warberg . . . Nein — nein — — so weit ist alles möglich. Aber jetzt muß man sich auf den Kopf stellen, um mit der Kombination zu Ende zu kommen. Warberg Einbrecher? Gentlemandieb aus Profession? Schwer zu glauben, Herr Geheimrat!"

„Und der Brief?"

„Wir beide kennen ja den Wert solcher anonymen Briefe. Ich hasse sie. Wenn einer nicht die Courage hat, mit seinem Namen dafür einzustehen, daß er einen anderen zum Teufel schickt, dann verdient er, daß ihn der Teufel selber holt!"

Der Chef lachte. „Nun, der Mann wird sich schon melden! Der ist auf die hunderttausend Mark aus. Es ist ja möglich, daß niemand anders als der Helfershelfer Warbergs — —"

„Wir wissen ja noch gar nicht, ob Warberg der Mann ist, den wir suchen."

„Stimmt. Also: der Helfershelfer des Hauptgauners. Er will sich erst dann hervortrauen, wenn der andere hinter Schloß und Riegel sitzt."

„Der Helfershelfer?" Der Kommissar griff den Gedanken begierig auf. „Wir haben alles getan, um ihn zu finden. Es ist keine Garage in Berlin, privat oder öffentlich, ununtersucht geblieben. Wie sollen wir aber mit einer halben Nummer weiterwirtschaften? Der Helfershelfer! Hm . . . Herr Geheimrat, ich komme immer wieder darauf zurück: Warum schreibt der Mann erst heute? Drei Wochen später?"

„Er wird Gründe gehabt haben, die wir ja noch kennenlernen werden. Folgen Sie mir, Fechner! Finden Sie den Mann, der den Einbrecher nach Dahlem gefahren und dort auf ihn gewartet hat! Es waren ja ihrer zwei in dem Auto!"

Fechner fuhr nicht nach Paris. Er schickte einen seiner besten Leute und erschien noch am selben Tage im Juweliergeschäft Paul Warberg & Co., Unter den Linden.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Zinnien

Die Blumenliebhaberei hat ihre Moden. Vor dem Kriege gehörten Levkojen, Astern, Phlox und Reseda zu den beliebtesten Stauden. In den letzten Jahren sind Dahlien und Gladiolen stark in den Vordergrund des Interesses getreten. Rosen haben trotz ihrer hohen Ansprüche an Boden und Pflege stets ihre Liebhaber behalten. Neuerdings gewinnen die bunten Stauden und auch die Polsterpflanzen des Steingartens an Beliebtheit. Auch die Zinnien verdienen wegen ihrer großen, seidig überhauchten Blüten in schönen leuchtenden Farben mehr Beachtung. Mit den Balsaminen haben sie die Frostempfindlichkeit gemeinsam. Man darf sie daher nicht vor Mitte April säen, weil die Pflanzen schnell wachsen. Sie werden im Mistbeet oder in Töpfen am Fenster herangezogen und mit 25 bis 30 Zentimetern Abstand ausgepflanzt. Neuerdings kommen großblumige Sorten mit aufgelockerten Blüten in den Handel, die in der Blumenform den Dahlien nicht unähnlich sind und daher



auch als dahlienblütige Riesenzinnien bezeichnet werden. Die Blüten haben 12 bis 14 Zentimeter Durchmesser und sind fast 7 bis 8 Zentimeter hoch. Den Blumen wird große Haltbarkeit nachgerühmt, die sie im Verein mit ihren prächtigen Farben und langen Stielen sehr begehrt machen. Es handelt sich um eine kalifornische Züchtung, die sich schnell in Amerika und England Freunde erworben hat. Wir nennen folgende Sorten: die leuchtend kirschrote Exquisit, die altrosa Illumination, die leuchtend tiefrosa und lachsfarben überhauchte Luminosa, die rein goldgelbe Kanarienvogel, der in einem warmen Scharlachrot leuchtende Scharlachkönig, der leuchtend dunkelrote Meteor. Tief purpurrot ist Purpurprinz, ein apartes Lila zeigt Traum, und durch große, reinweiße Blumen ist Polarbär ausgezeichnet.

Kartoffellegen

Die Regelung der Bestellungsarbeiten steht heute weitgehend unter dem Gedanken der Arbeitserleichterung. Beim Großbetrieb ist der treibende Gedanke die Senkung des Lohnkontos, weil mit allen Mitteln die Verbilligung der Erzeugung betrieben werden muß, wenn unsere Betriebe bis zum Anbruch einer besseren Zeit durchgehalten werden sollen. Für die Mittel- und Kleinbetriebe, die vorwiegend mit eigenen Kräften wirtschaften, sollen die Arbeitserleichterungen die rechtzeitige Erledigung der Arbeiten sicherstellen und die Güte der Arbeit gewährleisten. Bei der Kartoffelbestellung sucht der Großbetrieb daher sich mit Pflanzlochmaschinen oder gar mit Kartoffellegemaschinen zu helfen. Für die bäuerliche Wirtschaft kann eine bedeutende Beschleunigung der Arbeit durch die Anwendung der Bornimer Legewanne herbeigeführt werden. Man verfolgt damit das Ziel, beide Hände bei der Arbeit freizubekommen und zwei Reihen zu gleicher Zeit zu legen. Dieses zeitsparende Verfahren ist natürlich nicht anwendbar beim Kartoffellegen hinter dem Pfluge in die Pflugfurche. Es setzt vielmehr voraus, daß der Kartoffelacker fertig gepflügt und geeggt daliegt, daß mit dem Markör die Pflanzstellen



bezeichnet und mit einem Spaten die Pflanzlöcher gemacht sind. Zum Herstellen der Pflanzlöcher kann natürlich auch die Pflanzlochmaschine benutzt werden. Die Person, welche das Legen besorgt, schreitet nun mit der umgeschnallten Legewanne zwischen zwei Pflanzlochreihen hindurch und wirft im Takt mit der linken Hand in die linke und mit der rechten Hand in die rechte Reihe der Pflanzlöcher die Pflanzkartoffeln. Da Pflanzkartoffeln von mittlerer Größe sein sollen, können jedesmal 3 bis 4 Kartoffeln mit einem Griff erfaßt werden. Die Legewanne besteht aus einem halbkreisförmigen Eisenbügel, dessen Sehne schwach nach innen gebogen ist, so daß sie sich der Körperform anschmiegt. An dem Bügel ist ein flacher Sack angebracht. Der flache, am Körper getragene Bügel ist außerdem auf einen breiten Gurt gearbeitet, den man um die Hüften schnallt. Ein zweiter, hosenträgerartiger Gurt ist mittels eines Ringes an dem Hüftgurt in der Mitte des Rückens befestigt und vorn bis an den vorderen Rand der Legewanne geführt, so daß die Oeffnung der Wanne horizontal gehalten wird. Die Last der Wanne ruht somit fast ganz auf den Schultern und ermöglicht ein bequemes Arbeiten. Der Hauptvorteil gegenüber den sonst verwendeten Kartoffelkörben besteht darin, daß beide Hände zum Legen frei werden, so daß die doppelte Arbeitsleistung erzielt werden kann ohne vergrößerte Anstrengung; im Gegenteil: die auf den Schultern ruhende Last ist bequemer zu tragen als der Pflanzkorb.

Walzt die Wiesen!

Häufig sind infolge der Winterfröste die Wiesen aufgezogen. Die flachwurzelnden Gräser haben dann nicht mehr die notwendige Berührung mit der Krume und verdunsten bei Wachstumsbeginn mehr Wasser, als sie von unten nachbekommen, — sie verdursten also. In diesen Fällen tut die Walze gute Dienste. Man verwende eine schwere glatte (Eisen-, Zement-) Walze und befahre die Wiese, wenn der Boden noch weich ist. In Betracht kommen besonders solche Wiesen, die im Frühjahr grau aussehen und sich lange nicht begrünen.

Dieses Walzen hat aber auch den Vorteil, daß die Kleearten in stärkerem Maße (vorausgesetzt, daß sonstige Lebensbedingungen des Klees erfüllt sind), hervorkommen. Auch fördert die Walze vor allem auf frisch angelegten Wiesen das Wachstum der Untergräser, die mit ihren dichten Horsten und reichbeblätterten Trieben den Raum unter den hohen, schattenspendenden Obergräsern nützlich ausfüllen sollen. Schließlich dient die Walze auch zur Bekämpfung von Ungeziefer, wie Engerlingen, Erdraupen, Mäusen, indem sie diese oder deren Larven zerdrückt und den von ihnen hochgehobenen Boden wieder niederpreßt.

Alle diese Aufgaben neben denen des Herausbringens von Wasser aus den tiefsten Bodenschichten auf trockene Wiesen, kann die Walze im gegenwärtigen Zeitpunkt vorteilhaft übernehmen. Also, walzt die Wiesen! Dörfler.



Lies und Lach'!



Um Berliner Hofe ereignete sich einmal folgende Sache. Der französische Gesandte, der auf schlechtem Fuß mit der deutschen Sprache stand, unterhielt sich über diesen Gegenstand mit einem bedeutenden Schriftsteller und meinte: „Die deutsche Sprache hat viel zu viel Worte, die alle dasselbe bedeuten. Das belastet das Gedächtnis und die Sprache wird plump". Der Deutsche fragte, wie er das zu verstehen habe. „Zum Beispiel, erwiderte der andere, speisen und essen — das sind zwei Worte für einen Begriff." — Aber gewiß nicht, sagte der Deutsche, ich kann wohl die Armen speisen, kann sie aber nicht essen". — „Da haben Sie recht, gab der Franzose zu, aber heißen und nennen haben die gleiche Bedeutung!" — „Auch das ist ein Irrtum, erklärte der Deutsche, denn ich kann meinen Diener wohl heißen, etwas zu tun, aber nicht nennen". Der andere wurde ärgerlich. Aber nun fiel ihm etwas ein. „Senden und schicken, das müssen Sie zugeben, drücken ganz dasselbe aus!" — „Es tut mir leid, auch da kann ich Ihnen nicht recht geben. Denn bitte, Sie sind zwar ein Gesandter, aber kein geschickter!" Worauf der Franzose die deutsche Sprache noch unerträglicher fand als bisher.

*

Erstens haßte der alte Virchow alle Leute, die bei Gesellschaften Gratiskonsultationen erschleichen wollten, zweitens hatte er seine ganze Zuneigung einer alten Dame geschenkt, die jedes Mal, wenn er mit ihr zusammentraf, sich ein anderes Leiden einbildete. Und wieder sprach sie ihn an: „Womit beginnt der Typhus, Herr Professor?" — „Mit T, gnädige Frau," sprach Virchow und ließ sie stehen. Seither hat sie ihn nicht mehr belästigt, sagt man.

*

Jüngst hat ein junger Maler ein Kriegsgemälde gemalt und, als sich die Gelegenheit ergab, Max Liebermann um sein Urteil gebeten. „Ich habe versucht, Meister, das ganze Grauen des Krieges in dem Bild wiederzugeben." — „Das ist Ihnen auch gut genug gelungen. Ich habe selten etwas so Grauenvolles gesehen wie Ihr Bild."

*

Möbius hat sich vor einem Jahr Möbel gekauft. Heute steht die Wohnung leer.

„Was hast du denn mit deinen Möbeln gemacht?"

„Versilbert."

„Und das Silber?"

„Vermöbelt."

Napoleon hatte eine Verfügung erlassen, daß in den Häfen sämtliche englischen Waren und Kolonialartikel verbrannt werden sollten. Als er einige Zeit später vom Schloß Fontainebleau aus einen Spazierritt unternahm, kam er in einem Dorf am Pfarrhaus vorbei. Plötzlich stutzte er und hob witternd die Nase in die Luft. Er hörte nicht nur deutlich eine Kaffeemühle gehen, sondern roch auch den aromatischen Duft der braunen Bohnen.

„Oho!" sagte er, „hier wird mein Dekret übertreten!"

Er stieg lachend vom Pferd und begab sich in das Pfarrhaus. Wahrhaftig, der Geistliche, den er kannte, war soeben selbst dabei, sich einen duftenden Kaffee zu bereiten.

Als der Pfarrer den hohen Gast eintreten sah, ließ er die Hand von der Mühle, stand auf und verneigte sich.

„Zum Teufel, was machen Sie denn da?" fragte Napoleon erstaunt.

„Dasselbe wie Euer Majestät", erwiderte der Pfarrer lächelnd, „ich verbrenne Kolonialwaren."

*

„Gestern bin ich einem Manne begegnet, der mich küssen wollte! Wie ich aber da gelaufen bin!

„Hast du ihn eingeholt?"

*

„Aber Herr Redakteur, warum lehnen Sie meinen Roman ab?"

„Man soll doch von seinen Mitmenschen nicht immer gleich das Schlimmste annehmen."

*

Die neue Aufwartefrau macht zusammen mit der Hausfrau Großreinemachen. Als sie die Büste der Aphrodite von Milo aus dem Zimmer trägt, sagt sie zu der gnädigen Frau:

„Wohl die Frau Schwiegermama?"

*

„Ich habe berechnet", sagte der Professor in der Vorlesung, „daß die Erde in 230 Millionen Jahren untergehen wird."

„Verzeihung, Herr Professor", meldet sich ein Hörer, „wie war die Ziffer?"

„In 230 Millionen Jahren."

„Na, Gott sei Dank, mir fällt ein Stein vom Herzen! Ich hatte geglaubt, schon 130 Millionen Jahren."



»Hier ist eine Steueraufforderung für Sie und die Gasrechnung und die Elektrizitätsrechnung und ein Zahlungsbefehl und die Mietsrechnung und eine Arztrechnung und ein Brief vom Gerichtsvollzieher, und dann wünsche ich Ihnen auch alles Gute zum Geburtstag . . .«

„Und wann sehen wir uns?" fragte er.

„Erwarte mich heute nachmittag um 5 Uhr im Café", erwiderte sie.

„Gern — und wann kommst du?"

*

„Sie haben einen ganzen Waggon Kartoffeln gestohlen! Das nennen Sie Mundraub?"

„Ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen, Herr Richter."

*

Eine Gruppe amerikanischer Schriftsteller saß an ihrem Stammtisch.

Ein berühmter Romanschriftsteller unterhielt seine Kollegen mit einer Schilderung seiner Liebe zu einer bildhübschen Frau, die er bald heiraten wollte.

Und er schloß mit den Worten:

„Selbstverständlich mußte ich meiner Braut versprechen, daß ich nach unserer Hochzeit keine Romane schreiben werde."

Als der Romanschriftsteller auf einen Augenblick den Stammtisch verlassen hatte, meinte Henry Louis Mencken, bekanntlich einer der einflußreichsten und bekanntesten Kritiker Amerikas:

„Er hat vollkommen recht: Wenn er nun verheiratet ist, wird er „Dramen" schreiben."

*

Der Bürgermeister der kleinen Provinzstadt hat das neue Schwimmbad eröffnet. Man schickt ihm eine Freikarte und die folgende Woche noch eine. Darauf schreibt der Bürgermeister an die Verwaltung: „Meine Herren, über die erste Karte habe ich mich gefreut, über die zweite gewundert. Eine dritte werde ich als persönliche Beleidigung auffassen."

*

Während seines Berliner Aufenthaltes verkehrte Lessing mit dem heute längst vergessenen Dichter Christian Nicolaus Naumann. Und dieser Naumann veröffentlichte eine Schrift, betitelt „Ueber Verstand und Glück", widmete sie Lessing und überreichte sie ihm persönlich. Lessing las den Titel und meinte: „Mensch, wie kannst du über zwei Sachen schreiben, die du in deinem Leben nie gehabt hast!"

*

Alexander Dumas der ältere war einmal bei einem literarischen Tee, bei dem ein paar Novellen seines Sohnes vorgelesen wurden. Danach trat eine Dame auf ihn zu: „Sie sind der Vater dieser reizenden Arbeiten? Ich beglückwünsche Sie!" — „Ein Irrtum, gnädige Frau, ich bin der Großvater."

*

Da saß der berühmte Wagnersänger Niemann eines Abends, an dem er den Tannhäuser singen sollte, beim Wein. Der Wein war so gut, daß Niemann sich absolut nicht dazu entschließen konnte, ins Theater zu gehen. Endlich wurde einer seiner Kumpane doch unruhig: „Du mußt doch nun endlich ins Theater, Niemann." — „Nur keine Aufregung, ohne mich fängt's doch nicht an!"

*

Der Pfarrer kommt im Konfirmationsunterricht auf Elias zu sprechen und sagt: „Nächste Stunde werde ich mit Elias fortfahren!"

Hans kommt nach zwei Tagen früher als sonst aus der Schule.

Vater: „Warst du denn heut nicht zum Konfirmationsunterricht?"

Hans: „Nein, der ist heut ausgefallen. Der Herr Pfarrer ist mit Elias fortgefahren!"

*

Werner Krauß spielte einmal Richard III. — und er riß sein Publikum hin. Nur einen nicht der sich unterstand, bei der berühmten Stelle „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!" von der Galerie herunterzurufen: „Tuts nicht auch ein Esel?" Krauß unterbrach, trat an die Rampe und rief zu dem Lümmel hinauf: „Kommen Sie ruhig auf die Bühne, Herr!"

Von Frauen – für Frauen

Deutschlands erster weiblicher Doktor phil.

Dorothea von Schlözer

Ein Frauenleben um die Zeit 1770–1825

Am 10. August 1770 wurde dem berühmten Historiker und Publizisten August Ludwig von Schlözer in Göttingen und seiner Gemahlin Karoline Friederike aus dem Hause des Anatomen Röderer zu Straßburg eine Tochter geboren. Es konnte nicht weiter Wunder nehmen, daß ein Kind bei diesen Voraussetzungen mit guten geistigen Eigenschaften ausgerüstet war und daß man es in jeder Weise förderte. Schlözer hatte auf seinen frühzeitigen Bildungsreisen, die ihn unter anderem nach Schweden und Rußland führten, großartige Proben seiner neuartigen Erziehungsmethoden abgelegt, da mußte es ihn wohl ganz besonders reizen, seine Erkenntnisse an seinem eigenen Fleisch und Blut zu erproben. Von dem Tage der Geburt an begann er sein Werk. Daß trotzdem aus dem kleinen Dortgen, wie er sie stets nannte, kein Blaustrumpf wurde, verdankt sie gleichfalls dem Vater, der neben aller Strenge große Menschlichkeit und einen strahlenden Humor besaß und darüber wachte, daß die Kleine niemals überanstrengt wurde, daß auch die Freuden des Lebens zu ihrem Rechte kamen.



Jugendbildnis

Mit zwei Jahren hat er der Tochter das ABC beigebracht, mit vier Jahren schreibt sie auf einer Reise ein selbständiges Tagebuch, mit sieben Jahren wird sie geprüft in Mathematik, und es wird ihr das Zeugnis ausgestellt, daß sie alle Formeln dieser Wissenschaft mit dem Verstand aufgenommen und nicht nur auswendig gelernt habe. Fremde Sprachen beherrscht sie frühzeitig. Auch hier wurde sie nach neuen Begriffen unterrichtet. Als Grundlage für alle nordischen Sprachen brachte man ihr zunächst das Plattdeutsche bei. Selbst Latein, Griechisch, Italienisch und Französisch lernte sie spielend.

Siebzehnjährig macht Dorothea ihren Doktor phil. Geprüft wurde sie so streng, wie man selten einen männlichen Anwart auf den Doktorhut examiniert hätte.

Auf einer Reise nach Lübeck gewinnt sie dank ihrer Frische und Natürlichkeit alle Herzen im Sturm und wird nach kurzer Zeit die Braut des reichen Ratsherrn von Rodde. 1792 findet die Hochzeit statt und Dorothea führt nun das Leben einer jungen Frau.

Doch nach diesen Glanztagen kommt schweres Leid über sie. Die Franzosenherrschaft bringt Greuel über Greuel nach Deutschland und Rodde zeigt sich diesen schwierigen Zeiten nicht gewachsen. Er macht Bankerott. Ihrem Freund Villers ist es zu danken, daß ein Rest ihres Vermögens gerettet wird, mit dem sie nach Göttingen zurückkehren. Ihr Mann verödet geistig, doch Dorothea bleibt aufrecht und ist ihrer Familie eine wirkliche Stütze, ein innerer und äußerer Halt. Sie widmet sich vorwiegend der Erziehung ihrer Kinder und das Werk Schlözers vollendet sich an ihnen auf das Schönste. Es kommen noch einige Höhepunkte, so eine Begegnung mit Goethe, den sie seit ihrer Jugend kennt und der über sie äußert: „Diese Frau verdient, von der Nachwelt nicht vergessen zu werden.“ Doch das Unglück verfolgt sie. Schnell hintereinander sterben zwei Kinder und eine Tochter erkrankt. Um die Genesung zu beschleunigen, macht sie sich mit dem fast 70jährigen Mann und der Tochter auf die beschwerliche Reise nach Südfrankreich. Auf der Heimkehr legt sie sich in Avignon nieder und stirbt, ohne ihr geliebtes Vaterland wiedergesehen zu haben.

Auch Dorothea von Schlözer hat keine Geschichte gemacht, aber sie hat ein vorbildliches Leben geführt.

Frau Mode empfiehlt:

Einfarbig und gestreift, kleine Hüte — große Hüte, hohe Hüte — flache Hüte, kurze Jacken — lange Jacken, so könnte man noch eine Weile die verschiedensten Gegensätze aufführen und hätte dann ein modisches Bild des Frühlings 1933. Tatsächlich war noch nie soviel persönliche Freiheit für den Einzelnen vorhanden, wie dieses mal, und endlich haben wir Gelegenheit, uns nicht der strengen Diktatur zu fügen, sondern ein wenig mit den Dingen zu spielen. Wir dürfen uns nach unserer Eigenart kleiden. Der Vormittagsanzug wirkt schlicht. Er wird nur belebt durch die weißen Garnituren, auf die man scheinbar nicht mehr verzichten kann. Allerdings gibt es kaum etwas Hübscheres, daher auch wohl die ewige Wiederkehr dieser Idee. Neben dem Kleid, dem man oft einen kleinen Umhang in Ellenbogenhöhe beigibt, behauptet sich das Kostüm. Manchmal streng vom Schneider gearbeitet, mit breiten Schultern und leichter Taillierung, dann wieder weich und phantasievoll, so daß man kaum unterscheiden kann, handelt es sich um ein Kleid, einen Mantel oder um ein Kostüm. Die hellen Farben sind für die jetzige Zeit sehr geeignet, sie schaffen den Uebergang zu den späteren duftigen Sommersachen und haben den Vorzug, jede Frau jung zu machen.

Das Umtopfen der Zimmerpflanzen

Jede Pflanze verbraucht im Laufe eines Jahres die Nährstoffe, die in dem bißchen Erde enthalten sind, in der sie wurzelt. Der Frühling ist der richtige Augenblick zum Umtopfen und Umerden, doch muß man vorsichtig dabei zu Werke gehen, damit keine Schäden für das Wachstum entstehen.

Man nimmt die Pflanze aus dem Gefäß und klopft die Erde mit einem spitzen Hölzchen ab. Ist jedoch der Wurzelballen von einem festen Erdklumpen umschlossen, darf er daran bleiben, denn das zeigt uns, daß noch Nährstoffe darin sind. Je loser die Erde auseinanderfällt, um so verbrauchter ist sie.

Die neuen Töpfe sollen nicht zu groß sein. Das richtige Maß trifft man, wenn zwischen Pflanze und Gefäßrand ungefähr zwei Zentimeter Spielraum sind. Auf den Boden des Topfes kommen ein paar Scherben, die sichern den langsamen Wasserabzug und verhindern, daß Erde hindurchfällt. Darüber streut man eine Schicht Sand, dann erst kommt ein Teil der frischen Erde dazu. Jetzt setzt man die Pflanze ein, gibt wieder Erde darauf, und untersucht mit den Fingern, ob sie fest genug ist, und ob keine Lücken entstanden sind.



Die singenden Dschunken von Huang-Hai

Der Seeweg schweigt . . .

Nordöstlich von Nan=ling — über dem Lande liegt wie ein schwerer grauer Vorhang der Nebel — brüllen die modernen Feldgeschütze der Japaner, rasseln die Maschinengewehre, fauchen die Tanks schwerfällig im unwegsamen Gelände. In Genf (wer hier im Osten weiß eigentlich noch, was Genf ist?) wird konferiert. Hier draußen wird gestorben — — zu Hunderten und Tausenden . . .

Der Erfolg ist — unbestreitbar — auf seiten Japans. Die Rechnung der trockenen, leidenschaftslosen Theoretiker in Hokaido ist glänzend aufgegangen: die Maschine (die Kriegsmaschine) siegt über die Menschenmasse. Mit unvorstellbar grausigem Gesicht walzt sie das Land. Ihren Weg zeichnen die brennenden Dörfer, die zerstörten Bahnen, die gesprengten Brücken. Und immer, immer wieder die Silhouetten der Gehenkten, die „abgeurteilt" wurden, weil sie nichts anderes taten als ihre Pflicht.

Wo aber irgendwo die Feuerwalze des technischen Krieges zum Stillstand kommt, da fehlt es den Japanern an Material, an Geschützmunition, Maschinengewehren und vor allem an Flammenwerfern, vor denen die Truppen aus Innerchina ausreißen wie Hasen (weil sie Dämone feuerspeiend auf sich zukommen glauben). Die vier Heeresarsenale Nippons und die sieben staatlichen Waffenfabriken arbeiten mit vollen Touren, Tag und Nacht: Granaten, Granaten, Granaten! Und trotzdem reicht an der Front das Material nicht, der Nachschub stockt, immer wieder kommt die Feuerwalze zum Stillstand, obwohl oft genug auf der Gegenseite nur eine Handvoll schlecht bewaffneter, schlecht ausgerüsteter Kulis liegt, die sich totschlagen lassen, wie sie sich vorher ausbeuten ließen von den „weißen Teufeln" in Hongkong und Schanghai, in den stinkenden Häfen, die nicht China gehören, sondern „international" sind.

Mukden telegraphiert verzweifelt: „Schickt Munition! Schickt Geschütze!" Tokio, Hokaido antworten: „Munition und Geschütze unterwegs via Seeweg!" Mukden wartet weiter. Aber die Munition kommt nicht an! Der Seeweg schweigt . . .

Flaggen sind billig!

Ueber den Ta=scha, die große Sandbank südöstlich der einstigen Mündung des Huang=ho, ziehen die Dschunken, heute wie einst. Rote Riesensegel, auf dem Hinterdeck, an der schwerfälligen Ruderpinne, der Boß persönlich, spitzigen Strohhut auf dem Kopf, einen Zopf über dem Rücken.

Die Mannschaft — 20, 25 herkulische Kerle in jedem Boot — singt die alten, uralten Lieder der Vorfahren (viel Pfirsichblüten kommen darin vor und viele gute Götter.) Ueber dem Ta=scha hängt bleiern der Winternebel; die Spieren knarren; in den feucht tropfenden Leinen singt leise der Wind.

Vom Süden herauf, Richtung Kanton, kommt leise ein Trawler. Uralter Kahn, der träge seine Rauchfahne im Nebel hinter sich her schleppt. Die Maschinen klappern, meilenweit hörbar.

Plötzlich sind die Dschunken da, die „singenden Dschunken" des Huang=hai, die jeder Trawlerkapitän mit schlechtem Gewissen haßt und fürchtet wie die Beulenpest. Lautlos, gespenstisch tauchen sie aus dem Nebel, ein Dutzend und mehr, schließlich eine lange, lose Kette um den rasselnden Kahn. Langgezogen schallt ein Kommando: „Stoppen Sie sofort!" Der Trawler tut, als höre er schlecht. Stärker qualmt der riesige Schornstein. Am Mast geht die holländische Flagge hoch.

Die Dschunken stört das nicht. Sie schieben sich näher und näher. Bis auf der vordersten das Mündungsfeuer eines MG.s aufflammt, gefolgt von dem erbarmungslosen Tack-Tack des rasselnden Todes. Die Verkleidung der Brücke splittert bellend auseinander, dem Mann am Ruder blutet der Arm. Und dann stoppt der Trawler.

In Sekunden sind die Kulis an Bord. „Waffen? Munition für Japan?" Der Kapitän heult Proteste. „Ich bin Holländer!" Die Dschunkenleute grinsen höhnisch. Das kennen sie. Flaggentuch ist billig! Teuer aber sind die Waren im Laderaum: Maschinengewehre, Munition, Geschütze. Darauf warten die Japaner in Mukden mit Sehnsucht — Sie werden eben vergeblich warten! Die Dschunkenleute machen ganze Arbeit: alle Waffen, alle Munition gehen über Bord. Eine Sprengpatrone in die altersschwache Maschine. In acht, zehn Tagen treibt an die Küste ein steuerloses Wrack . . .

Wer weint um Desperados . . .?

Die Leute der singenden Dschunken am Ta=scha haben viel zu tun in diesen Zeiten (man sagt, gelegentlich geben sie sich auch mit Mädchenhandel ab, aber das ist wohl nur ein Nebenberuf). Tag für Tag gehen von Hongkong die Trawler ab, bepackt mit Waffen und Munition für Japan, gekauft in Europa. Bis hierher kommen sie mit den großen, schnellen Schiffen der Europa=Linien. Aber weiter fahren die Kapitäne nicht, mögen Vickers und Skoda noch so hohe Prämien zahlen. Sie wissen: im Tief des Gelben Meeres lauern die dicken Panzer Englands und Amerikas, die den Auftrag haben, Waffenlieferungen an Japan zu unterbinden. Schnappen sie einen Europäer, dann wird kurzer Prozeß gemacht: die Ladung fliegt ins Wasser, und das Hochseepatent des Schiffes wird kassiert.

Also wird — sicherlich unter den Augen der englischen und amerikanischen Hafenbehörden — in Hongkong umgeladen auf die kleinen, schmierigen Trawler, deren Besitzer für Geld ihre Seele verkaufen. Der Kapitän ist Staatenloser? Um so besser! Flaggen sind billig. Abenteurer — für die Crew — ebenfalls. Kommen die Burschen durch — all right! Kommen sie nicht durch — auch all right! Wer weint um Desperados auch nur eine Träne in Fernost . . .?

Uebrigens haben die Trawler eine große Chance: sie steuern über den Ta=scha, da können die Panzer nicht mit! Sie können außerdem die neutrale Flagge zeigen, was manchmal respektiert wird. Wird der Fetzen am Fock aber nicht respektiert, wird der Trawler aufgebracht von den singenden Dschunken — dann gnade Gott der Mannschaft! Zwei Wochen treiben auf dem Huan=hai, ohne Feuer unter dem Kessel und ohne einen Bissen Brot: es gibt angenehmere Dinge auf dieser schönen Erde . . .

Krieg aller gegen alle!

Wer die „singenden Dschunken" organisiert hat, wer diese Piraten auf Chinas Seite bezahlt und befehligt, das weiß kein Mensch, das wissen nicht einmal die guten Götter, von denen die Kulis singen. Vielleicht kommt das Geld wirklich aus Peking und Tsinan (obwohl China es eifrig ableugnet, um Konflikte mit England zu vermeiden). Vielleicht aber — es ist alles möglich in dieser brodelnden Hölle — kommt es auch aus Amerika? Von Bethlem=Steel, die Spada, Vickers und Skoda das fette Geschäft mit Japan nicht gönnen? Hier draußen führt jeder Krieg mit jedem. Warum nicht auch Bethlem=Steel mit Armstrong? Verdienen wird groß geschrieben in Fernost, verdammt groß! Warum soll man nicht verdienen, indem man den anderen das Geschäft zerschlägt?!

Im „merry old England" rasen in den Vickers = Armstrong = Werken die Maschinen, speien Tanks und Granaten zu Tausenden — für Japan! Bei Skoda (bei Pilsen gelegen, nahe dem Bier!) wird in vier Schichten gearbeitet, um die Bestellungen der kleinen gelben Japse ausführen zu können. Der Yen rollt, rollt um eine ganze, gierige Erde . . .

Und auf der anderen Seite? Als Gegner der starrenden Front aus Geld und Stahl und Eisen? — Drei Dutzend Dschunken auf dem Ta=scha, singende Dschunken, armselige Kulis an Bord (die vielleicht gestern noch Mädchenhändler waren).

Sie werden, diese Dschunken, den Sieg der Japaner nicht aufhalten. Sie werden Armstrongs Geschäfte kaum sehr empfindlich stören. Aber sie sind — und das ist das wesentliche — die große und harte Schule für Chinas einstige Führer. Sie sind (auch wenn sie es selbst nicht wissen) das Feuer, in dem der Haß geglüht wird gegen Nippons blutrote Sonne und die Flaggen der Weißen, der Haß, aus dem — irgend wann einmal — der siegreiche Widerstand erwachsen wird, der alle Tanks und Maschinen und selbst die Dämonen der Flammenwerfer überrennt.

Es wird ein bitteres Erwachen werden für Japan, wenn dieser Tag einmal anbricht . . .



Auch in London gedachte man der toten deutschen Helden

Im Verlauf einer würdigen Trauerfeier an den Gräbern der Besatzungen zweier Zeppeline, die während des Weltkrieges über England abgeschossen wurden, legte der deutsche Gesandte in London, Herr v. Hoesch, einen Kranz nieder.

Die Einfuhr deutscher Maschinen nach Polen

Forderungen nach einer Reglementierung des Imports aus Deutschland

In der polnischen Fachpresse mehren sich in letzter Zeit die Stimmen, die auf die starke Abhängigkeit Polens in der Deckung seines Bedarfs an Maschinen vom Auslande, insbesondere von Deutschland, hinweisen. Die nachstehende tabellarische Uebersicht gibt einen ziffernmässigen Aufschluss über die Höhe der Einfuhr von Maschinen nach Polen in den Jahren 1930 und 1931:

	Gesamteinfuhr von Maschinen 1930 (in Tonnen)	Gesamteinfuhr von Maschinen 1931 (in Tonnen)	Die Einfuhr aus Deutschland (Prozentualverhältnis z. Gesamtimport) 1930	Die Einfuhr aus Deutschland (Prozentualverhältnis z. Gesamtimport) 1931
Elektrische Maschinen	2444	1529	44.1	31.1
Metallbearbeitungsmasch.	1937	1104	63.0	60.4
Maschinen für die Hüttenindustrie	34	157	44.1	3.1
Holzbearbeitungsmaschinen	539	254	61.6	61.8
Textilmaschinen	3300	2326	17.7	33.6
Maschinen und Apparate für die Papierindustrie	546	291	70.5	54.6
Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte	4881	1900	47.3	46.3
Maschinen für die Nahrungsmittelindustrie	1593	919	54.2	49.5
andere Maschinen und Apparate	6568	3536	62.3	64 3

Angesichts der Belastung der Handels- und Warenbilanz durch diese starken Importe, wird von den interessierten Kreisen Polens an die massgebenden Regierungsinstanzen der Wunsch gerichtet, die Einfuhr zu drosseln, und durch entsprechende Hilfsmassnahmen den heimischen Wirtschaftszweig zu schützen.

Um die Gründe der Vorherrschaft der Maschinenindustrie Deutschlands auf den internationalen Märkten und insbesondere auf den Binnenmärkten Polens zu klären, ist es notwendig, einen kurzen Ueberblick über die Lage der deutschen Maschinenindustrie zu geben. Die wichtige Rolle, die dieser deutsche Wirtschaftszweig für die Deckung des europäischen Bedarfs spielt, geht am besten daraus hervor, dass noch im Jahre 1930, als die Maschinenindustrie aller übrigen Staaten bereits stark von der Krise ergriffen war, die deutsche Maschinenindustrie — als einzige unter allen deutschen Exportindustrien — ihre Ausfuhrziffern steigern konnte. Im Jahre 1931 wurde eine Bruttoausfuhr von mehr als 1½ Milliarden Mark erzielt. Erst im Herbst 1931 machte sich der Niedergang der Konjunktur in der deutschen Maschinenindustrie bemerkbar. Im vergangenen Jahr ist ein Rekordtiefstand erreicht worden. Produktions- und Absatzstockung, Preisverfall sind äussere Symptome der zunehmenden Krise. Gegenüber 1928 zeigt die Produktion im Jahre 1932 eine Abnahme um 61,6 Prozent.

Die Gründe der Stagnation sind fast ausschliesslich in Faktoren, die ausserhalb dieses Wirtschaftszweiges liegen, zu suchen. Die Welle von echtem Protektionismus, von Währungsentwertungen und Devisendrosselungen, die bereits Ende 1931 in breitem Umfange in den Hauptaufnahmeländern von Maschinen deutscher Provenienz einsetzten, sind für die Stagnation verantwortlich zu machen. Währungsentwertungen haben im allgemeinen die Folge einer Einfuhrerschwerung, und diese nicht unerwünschte Folge hat wohl bei den meisten Ländern den Entschluss zur Devalvation wesentlich erleichtert. Die Einfuhrerschwerung ist aber in den meisten Fällen nicht lediglich eine Folge des sinkenden Preisniveaus im Inland und einer damit wachsenden Konkurrenzfähigkeit der heimischen Industrie, sondern nicht minder eine Folge der durch eine Deval ation immer notwendig werdenden Devisenbewirtschaftung. Da diese Devisenbewirtschaftung in der Regel von dem Gedanken geleitet ist, lediglich die unentbehrliche Einfuhr zuzulassen, und die entbehrliche Einfuhr zu drosseln, liegt auf der Hand, dass die Maschineneinfuhr an erster Stelle von ihr betroffen wurde. 23 von den Absatzländern für deutsche Maschinen haben Währungsentwertungen durchgeführt, und unter ihnen die wichtigsten: Grossbritannien, Spanien, Schweden, Britisch-Indien, Oesterreich, Argentinien, Dänemark und Japan; diesen folgten Finnland, Ungarn, Norwegen und Brasilien. Ungefähr 30 Prozent der deutschen Maschinenausfuhr gehen in Länder mit entwerteter Währung, und gerade dieser Teil der deutschen Ausfuhr hat in dem letzten Jahr die stärkste Einbusse erlitten.

Die Situation der deutschen Maschinenindustrie erfuhr über derart starke unmittelbare Absatzverluste hinaus noch dadurch eine zusätzliche Verschlechterung, dass die englische Maschinenindustrie durch die Währungsentwertung Kostenvorteile erlangte, die die deutsche Maschinenindustrie nicht auszugleichen vermag.

Auch durch die Vornahme von Devisendrosselungen und durch die Durchführung von Kontingentierungen wurde die deutsche Maschinenindustrie stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Länder, die eine Devisenzwangswirtschaft durchführten, nehmen ungefähr 13 Prozent der deutschen Maschinenausfuhr auf. Unter ihnen sind die wichtigsten die Tschechoslowakei, Oesterreich, Dänemark und Chile. Bei der Mehrzahl dieser Länder hat sich aber alsbald herausgestellt, dass das Verfahren der Devisenzuteilung zu derartigen Komplikationen des internationalen Handelsgeschäftes geführt hat, dass man ein Devisenclearing mit anderen Ländern in die Wege zu leiten suchte. Dass auch diese Lösung, bei der sich der Wert der Ausfuhr der beteiligten Länder ausgleichen soll, für solche Länder untragbar ist, die zum Zwecke der Kreditrückzahlung auf die Erzielung eines Ausfuhrüberschusses angewiesen sind, liegt auf der Hand; Deutschland zählt zu ihnen. Ausserdem wäre die deutsche Ausfuhrindustrie wegen ihrer ausserordentlichen Kapitalknappheit kaum in der Lage, auf den Eingang ihrer Ausfuhrerlöse so lange zu verzichten, bis sich ein entsprechender Gegenposten bei der deutschen Einfuhr aus dem kontrahierenden Lande angesammelt hat. Das ausserordentlich störende Moment liegt bei dem Verfahren der Devisenrationierung darin, dass es an einheitlichen Richtlinien fehlt, dass dem Belieben der Verwaltungsbehörden ziemlich freie Hand gelassen werden muss, dass aus der Devisenzuteilung leicht ein sehr wirkungsvolles Instrument des Protektionismus gemacht werden kann, und dass mit einer Beendigung dieses Zustandes fürs erste nicht gerechnet werden kann.

Die Gefahren, die der deutschen Maschinenindustrie aus diesen Entwicklungstendenzen drohen, sind gross. Wenn es bisher nicht zu einem noch stärkeren Rückschlag gekommen ist, so ist das fast ausschliesslich darauf zurückzuführen, dass im Export ein gewisser Ausgleich für die Absatzverluste im Inland gefunden werden konnte, und dass die Mehrzahl der Aufnahmeländer die deutsche Qualitätsware nicht entbehren kann. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, dass mit dem beginnenden Stillstande des Konjunkturrückganges und mit der Wiederbelebung der Investitionstätigkeit eine Steigerung des Absatzes deutscher Maschinen nach dem Auslande zu erwarten ist.

Trotz der Einfuhrreglementierungen nimmt der Posten der Maschineneinfuhr aus Deutschland auch in der polnischen Aussenhandelsstatistik nach wie vor eine hervorragende Stelle ein. Polen kann offenbar vorerst die Maschinen nicht entbehren. Bei dem Erlass neuer Reglementierungsvorschriften werden sich die Regierungsinstanzen Polens darüber Rechenschaft abgeben müssen, dass eine gänzliche Abschnürung der Zufuhr von Qualitätsmaschinen den technischen Fortschritt der eigenen Maschinenindustrie hemmt. Auf die Dauer kann sich nur Qualitätsware durchsetzen.

Posener Getreidebörse

Amtliche Notierungen für 100 kg in Złoty fr. Station Poznań.

Richtpreise:

Weizen,	33.50—34.50
Roggen,	17.75—18.00
Mahlgerste, 681—691 g/l	14.25—15.00
Mahlgerste, 643—662 g/l	13.75—14.25
Hafer	11.00—11.50
Roggenmehl (65%)	27.50—28.50
Weizenmehl (65%)	51.00—53.00
Weizenkleie	9.50—10.50
Weizenkleie (grob)	10.50—11.50
Roggenkleie	8.75—9.50
Raps	45.00—46.00
Winterrübsen	42.00—47.00
Sommerwicke	12.50—13.50
Peluschken	12.00—13.00
Viktoriaerbsen	21.00—24.00
Folgererbsen	35.00—40.00
Speisekartoffeln	2.10—2.40
Fabrikkartoffeln pro Kilo %	11.00
Seradella	11.75—12.75
Blaulupinen	7.50—8.50
Gelblupinen	9.00—10.00
Klee rot	75.00—105.00
Klee, weiss	65.00—95.00
Klee, schwedisch	85.00—105.00
Weizen- und Roggenstroh, lose	1.75—2.00
Weizen-u. Roggenstroh, gepreßt	2.00—2.25
Hafer- und Gerstenstroh, lose	1.75—2.00
Hafer- u. Gerstenstroh, gepreßt	2.00—2.25
Heu lose	4.50—5.00
Heu gepreßt	5.30—5.60
Netzeheu, lose	5.00—5.50
Netzeheu, gepresst	6.00—6.50
Senf	40.00—46.00

Gesamttendenz: ruhig.

Posener Viehmarkt

Auftrieb: Rinder 900 (darunter: Ochsen — Bullen —, Kühe —), Schweine 2220, Kälber 790, Schafe 60, Ziegen —, Ferkel — Zusammen 3970.

(Notierungen für 100 kg Lebendgewicht loco Viehmarkt Posen mit Handelsunkosten).

Rinder:

Ochsen:	
a) vollfleischige, ausgemästete, nicht angespannt	62—66
b) jüngere Mastochsen bis zu 3 Jahren	54—60
c) ältere	48—52
d) mäßig genährte	36—40
Bullen:	
a) vollfleischige, ausgemästete	56—60
b) Mastbullen	50—54
c) gut genährte, ältere	38—42
d) mäßig genährte	34—36
Kühe:	
a) vollfleischige, ausgemästete	58—64
b) Mastkühe	52—56
c) gut genährte	32—36
d) mäßig genährte	20—28
Färsen:	
a) vollfleischige, ausgemästete	62—66
b) Mastfärsen	54—60
c) gut genährte	48—52
d) mäßig genährte	36—40
Jungvieh:	
a) gut genährtes	36—40
b) mäßig genährtes	32—36
Kälber:	
a) beste ausgemästete Kälber	70—76
b) Mastkälber	60—66
c) gut genährte	52—56
d) mäßig genährte	40—48

Schafe:

a) vollfleischige, ausgemästete Lämmer und jüngere Hammel	56—60
b) gemästete, ältere Hammel und Mutterschafe	—
c) gut genährte	—

Mastschweine:

a) vollfleischige, von 120—150 kg Lebendgewicht	104—106
b) vollfleischige von 100—120 kg. Lebendgewicht	98—102
c) vollfleischige von 80 bis 100 kg Lebendgewicht	92—96
d) fleischige Schweine von mehr als 80 kg	86—90
e) Sauen und späte Kastrate	90—100
f) Bacon-Schweine	—

Marktverlauf: belebt; für Schweine ruhig.

Spar- und Darlehnskassenverein, Spółdz. z n. o. in Gassendorf.

Einladung

zu der am 9. April 1933 um 14 Uhr in Gassendorf stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Eröffnung, 2. Verlesung des letzten Vollversammlungsprotokolls, 3. Geschäftsbericht des Vorstandes und Aufsichtsrates, Vorlage, sowie Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz pro 1932 und Entlastung der Funktionäre, 4. Ergänzungswahl, 5. Gewinnverwendung, 6. Allfälliges. Der Rechnungsabschluß liegt im Kassenlokal zur Einsicht auf.

Michel Kullmann mp. Obmann.

Werbt ständig neue Abonnenten!

Alle Schulämter, Lehrer und Kunden, die **ihre Schuld** für Bücher, Zeitschriften und dgl. noch **nicht getilgt haben,** werden **ersucht,** dies **möglichst bald zu tun.**

DOM-Verlag Lwów,
Zielona 11.
P. K. O. Warszawa: 150657.
P. K. O. Lwów: 500535.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.